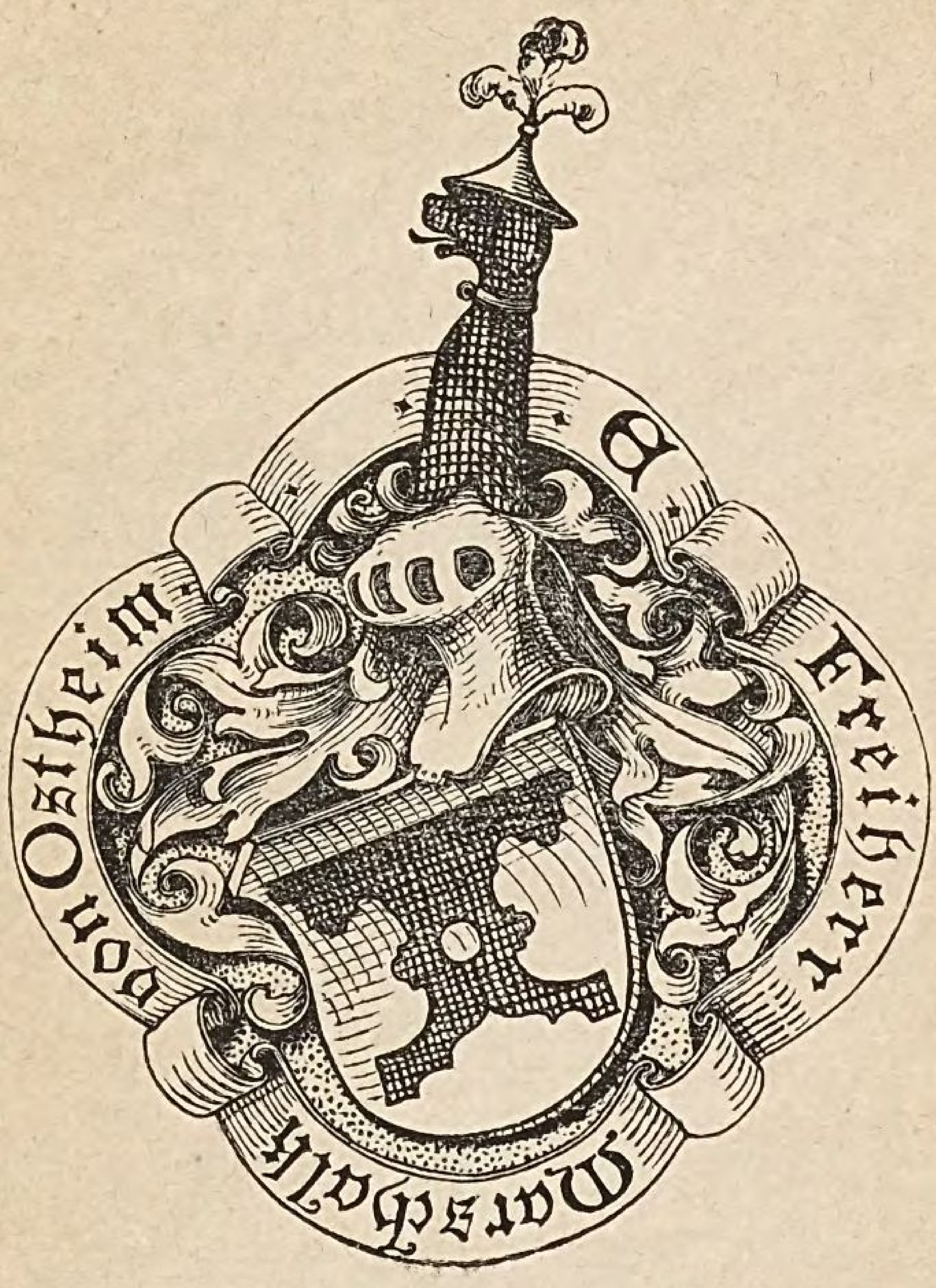


M. v. O.
Mem.
o. 50/3.

Mem. o. 28/3.

Aus den

Memoiren eines Russen.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Herzen, Alexander, Aus den Memoiren eines Russen. Im Staatsgefängniß und in Sibirien.	1	—
— Aus den Memoiren eines Russen. Neue Folge. Petersburg und Nowgorod	—	20
— Briefe aus Italien und Frankreich	1	—
— Rußlands sociale Zustände	1	—
— Vom anderen Ufer. Aus dem russischen Manuscript	1	15
Crusenstolpe, M. J. von, der Russische Hof von Peter dem Ersten bis auf Nicolaus den Ersten und einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Ersten. 1r bis 5r Bd.	6	7½
— der Versailler Hof vom Anfang des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. 1r bis 4r Band	5	—
Europa und der Orient. Oesterreich, die Westmächte und Rußland, Streif- und Schlaglichter zur Würdigung der politischen Verhältnisse der Gegenwart	—	10
Falkson, Ferd., Giordano Bruno	1	15
Frage, die orientalische, das ist russische	—	15
Geschichte, medicinische, des russischen Feldzugs in der Türkei in den Jahren 1828 und 1829.	1	15
Heine, H., Reisebilder. 4 Theile	7	—
— der Salon. 4 Theile mit Vorrede	6	27½
— Vermischte Schriften. Drei Bände	6	—
— die romantische Schule	2	—
— über den Adel	—	25
— Französische Zustände	2	—
— über Ludwig Börne	2	—
Immermann, Karl, Memorabilien. 3 Theile	5	10
Juden, die, in Rußland	—	10
Meißner, Alfred, Heinrich Heine. Erinnerungen.	1	15
— der Pfarrer von Grafenried. Eine deutsche Lebensgeschichte. 2 Bände	3	—
Merleker, K. F., Geschichte der Politik der Päpste	1	15
Lewald, A., Graf Lowzinsky. Polnische Novelle.	—	22½
— Przebracki, der Russische Polizeispion	1	15
— Warschau. Ein Zeitbild	—	20
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Theile.	4	15
Quetelet, Ad., Zur Naturgeschichte der Gesellschaft. Deutsch und mit Literaturnachweisen herausg. von *Dr.* K. Adler	1	7½
Rußlands Verdienste um Deutschland. Eine histor.-diplom. Denkschrift	1	—
Schufelka, H., Deutschland, Polen und Rußland	1	15
Ziegler, Karl, Grabbe's Leben und Charakter	1	—

Aus den

Memoiren eines Russen.

Dritte Folge.

Jugenderinnerungen

von

Alexander Herzen,

Verfasser des „Vom anderen Ufer", der „Briefe aus Italien und Frankreich" und „Rußlands sociale Zustände".

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1856.

Vorwort.

„Nehmt diesen Schädel — er
Gehört Euch zu, mit Recht!"
(Puschkin.)

Hier halten wir an! Einst werde ich noch ungedruckte Seiten drucken lassen und noch neue schreiben, ohne welche meine Erzählung unverstanden, unvollständig, vielleicht nutzlos, in jedem Falle nicht das sein würde, was ich wünschte, daß sie sein möchte. Aber das geschieht erst später, viel später —

Hier scheiden wir, aber vor dem Lebewohl laßt mich noch ein Wort zu Euch reden, Freunde meiner Jugend. Als Alles vorüber war, als selbst die Aufregung, die Theilnahme, die man mir zeigte, und die zum Theil von mir selbst hervorgerufen, zum Theil unwillkürlich gekommen waren, schwiegen, da hob ich mein Haupt empor und sah um mich her, und sah, daß nichts lebendig, nichts nahe bei mir war außer den Kindern. Wenn ich die Fremden ansah, mit denen ich zusammen kam, gab ich es auf, in ihnen die Meinen zu suchen, und ich zog mich zurück, nicht von den Menschen, aber von der näheren Berührung mit ihnen. Es ist wahr, zuweilen scheint es, als wenn ein Gefühl, ein Wort im Herzen zurückgeblieben wäre, um welches es Schade sei, es nicht auszusprechen,

welches viel Gutes thun könnte oder die Hörer trösten, und es scheint traurig, warum Alles das in der Seele begraben und bedeckt sein soll, wie ein Blick, der hinfliegt und sich verliert in der unendlichen Ferne — aber auch dies Alles wird bald nur noch ein Abendroth am Wege, ein Wiederschein von der Flamme des Vergangenen sein. —

Zu diesem kehre ich denn zurück. Ich verlasse die Welt, die mir fremd ist, und wende mich zu Euch; mit Euch lebe ich wieder, wie ich früher pflegte; wir sehen uns täglich und Nichts hat sich geändert, es ist, als ob Keiner gestorben, Keiner alt geworden wäre, und ich fühle mich so heimisch mit Euch und so friedlich, daß ich einsehe, es giebt für mich keinen andern Boden als mit Euch, keine andern Töne als jene, denen ich von meiner Kindheit an lauschte.

Meine Erzählung mag ermüdend, schwach sein, aber Ihr, Freunde, nehmt sie herzlich auf; diese Arbeit half mir eine furchtbare Zeit durchleben, sie führte mich aus einer müssigen Verzweiflung heraus, in welcher ich mich selbst verlor, sie führte mich zurück zu Euch. Mit ihr trete ich ein in die Winterzeit meines Lebens, „nicht fröhlich, aber ruhig", wie ein mir überaus lieber Dichter sagt *).

So habt Ihr, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, mich erlöst, „nehmt denn diesen Schädel, er gehört Euch zu mit Recht."

---

*) Leopardi.

Inhaltsangabe.

Meine Kindheit.

Erstes Capitel.

Von 1812—1822.

Meine Amme und „la grande armée". — Die Feuersbrunst. — Meines Vaters Besuch bei Napoleon. — Die Russische Arrieregarde. — Die Reise mit französischen Gefangenen. — Das Haus auf der Pretschistinka. — Miloradowitsch und Graf Quinçonnat. — Carl. — Die Administration des Vermögens. — Der ältere Bruder. — Die Theilung des Vermögens.

„Liebe Vera Artamonowna, bitte, bitte, erzähl' mir nur noch einmal, wie die Franzosen in Moskau einzogen!" sagte ich oft des Abends, wenn ich schon in meinem kleinen Bett lag, das mit Leinen umzogen war, um das Herausfallen zu verhüten.

„Was für eine Idee!" antwortete die vortreffliche alte Amme, welche eben so gern ihre Lieblingserzählung wiederholte, als ich ihr zuhörte. „Du hast das schon tausendmal gehört, und es ist

jetzt zu spät; es wäre viel besser für dich einzuschlafen, dann kannst du morgen früher aufstehn.“

„Ach bitte, nur ein klein Bischen! Wie fing es denn an?“

„Nun es fing an, wie alle anderen Dinge anfangen. Du weißt wohl, wie dein Vater gern die Sachen aufschiebt, so hatte er auch längst unsere Abreise von Moskau vorbereitet, aber es kam nicht dazu. Man warnte ihn fortwährend und rieth ihm, die Stadt zu verlassen; die meisten Einwohner waren schon weg. Er wollte mit seinem alten Schwager gehen, aber dann war der Eine nicht fertig, dann der Andere. Endlich kam der Tag der Abreise heran, sie wollten nur noch frühstücken, und dann sollte es fortgehen. Doch kaum sitzen die Herrschaften beim Frühstück, da stürzt der Haushofmeister ins Zimmer und schreit, außer sich, daß der Feind schon in die Stadt eingedrungen sei und daß man die Thore geschlossen habe. Das kommt vom Aufschieben! Wir verloren Alle die Besinnung, und während wir schrieen und klagten, sahen wir schon die Dragoner, mit curiosen Helmen mit langen Schweifen hinten daran, die Straße herauf kommen. Du warst erst fünf Monate alt und noch an der Brust der Amme.“

Ich lächelte stolz, daß ich auch meinen Theil am Krieg gehabt hatte.

„Erst ging noch Alles ziemlich gut. Zuweilen kamen ein paar Soldaten in das Haus und gaben uns durch Zeichen zu verstehen, daß sie ein Gläschen Schnaps zu haben wünschten. Wir gaben es ihnen natürlich, und sie nahmen es mit Höflichkeit und legten sogar jedesmal die Hand an den Tschako. Aber als das Feuer von allen Seiten ausbrach, wurde die Verwirrung so arg, daß es furchtbar ist, daran zu denken. Unser Haus war von Holz und brannte nieder bis auf den Grund. Der alte Golochwatoff (der Schwager) sagte zu deinem Vater: „Laß uns nach meinem Hause auf dem Twer'schen Boulevard gehen, das ist ein solides steinernes Haus und liegt ab von der Straße." Wir gingen in bunter Reihe, in dem Augenblick dachte Niemand wer Herr oder Knecht sei, Jeder dachte nur daran, so schnell wie möglich davon zu kommen.

Als wir den Boulevard erreichten, brachen die Flammen überall hervor und solch dicker Rauch, daß es unmöglich war zu sehen oder zu athmen. Das Feuer sprühte aus jedem Fenster von Golochwatoff's Hause. Du weißt, es ist ein großer Garten dahinter; wir hatten keinen anderen Zufluchtsort, so gingen wir dahin und setzten uns traurig auf die

Bänke, indem wir erwarteten, was kommen würde. Es verging keine halbe Stunde, als eine Bande betrunkener Soldaten in den Garten herein kam; der alte Golochwatoff trug einen Oberrock mit Pelz besetzt, ein Soldat wollte ihm denselben nehmen, und als er sich widersetzte, hieb er den alten Mann mit dem Säbel quer über's Gesicht; wir schrieen laut auf, als wir das Blut strömen sahen, der Soldat war so betrunken, daß er nach ein paar Schritten niederfiel, ohne den Oberrock genommen zu haben. Andere von der Bande fielen über uns her, verlangten Ringe und Ohrringe, und Einer nahm dich aus den Armen der Amme, riß deine Tücher ab, um zu sehen, ob nicht Banknoten oder Juwelen darin verborgen wären, und als er Nichts fand lachte er, zerriß die Tücher in Stücke und legte dich halb nackt auf's Gras. Während dem passirte aber noch etwas Anderes, was uns schnell aus dem Garten trieb. Du erinnerst dich unseres Dieners Plato, der jetzt Soldat ist; er trank immer sehr gern, und den Tag hatte er auch schon vollauf; ich weiß nicht, wo er den Wein an dem Tage herbekommen hatte, denn Niemand von uns hatte nur 'mal ein Stück Brod, aber er ging umher und schwang einen Säbel in der Hand. Der Graf Rostopschin hatte im Arsenal Waffen unter

das Volk austheilen lassen, am Tage vor dem Einzug der Feinde: unser Plato, der ja immer ein Tollkopf war, hatte sich natürlich auch bewaffnet. Am Stalle, der noch nicht brannte, stand ein schönes Pferd, welches Golochwatoff gehörte; ein Dragoner zu Pferd versuchte es fortzuführen. Unser Plato sprang auf ihn zu und schrie: „Das Pferd gehört uns." — Dein Vater versuchte es vergebens, ihn zu überreden, das Pferd seinem Schicksal zu überlassen. „Nein," sagte er, „er soll es nicht haben." — Er führte einen furchtbaren Schlag nach dem Soldaten; der Dragoner zog seine Pistole, aber sie war nicht geladen. Plato, wie toll, hieb zum zweitenmal nach dem Soldaten, dieser wankte, Plato ergriff eines seiner Beine, zog ihn zu Boden und tödtete ihn vollends. Bei diesem Anblick flohen wir Alle eilig aus dem Garten; hätten die Kameraden des Getödteten uns gesehen, sie würden uns Alle ermordet haben.

Athemlos, ohne Etwas gegessen zu haben, halb todt vor Furcht, traten wir in ein verlassenes Haus ein, um ein wenig auszuruhen; aber kaum hatten wir uns niedergelassen, als einige von unseren Leuten, von der Straße her, schrieen: „Schnell fort, fort, das Feuer, das Feuer!" Ich zog den Ueberzug von einem Billardtisch, wickelte dich hin-

ein, und so ging's wieder fort in die Straße. Wir kamen bis auf den Twer'schen Boulevard, wo der französische General-Gouverneur sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, und wo die Häuser alle mit Soldaten umgeben waren. Wir setzten uns in einem Winkel des Platzes nieder, man sah Nichts als Soldaten zu Pferd und Schildwachen zu Fuß.

Deine Amme hatte ganz die Milch verloren. Es war herzbrechend, dich schreien zu hören. Wir hatten eine Kammerjungfer der Prinzeß bei uns, ein keckes Mädchen, die sich nicht leicht einschüchtern ließ; sie sah, nicht weit von uns, ein paar Soldaten, die sich etwas beim Feuer kochten. Sie nahm dich auf ihre Arme und, indem sie sich ihnen näherte und dich ihnen zeigte, sagte sie: „Ptimanché." Die Soldaten gaben ihr zu verstehen, daß sie ihrer Wege gehen sollte, aber sie, jede Rücksicht aus den Augen setzend, überhäufte sie mit Vorwürfen. Die Soldaten verstanden sie nicht; aber als sie sie so wüthend gegen sich sahen, blickten sie sich unter einander an und brachen in ein lautes Gelächter aus, dann gaben sie ihr warmes Wasser und etwas Mehl für Dich und ein Stück Brod für sie selbst.

Als der Morgen anbrach, kam ein Herr mit einer Kokarde an uns heran und befahl allen un-

seren Männern, deinen Vater nicht ausgenommen, ihm zu folgen, indem er uns blos den alten verwundeten Mann ließ. Sie mußten Wasser herbeitragen, um die nächstliegenden Häuser zu löschen. So blieben wir ganz allein bis zum Abend, wo dein Vater zurückkam mit einem Offizier."

Hier sei es mir erlaubt, die gute alte Wärterin zu unterbrechen und die Erzählung fortzusetzen. Mein Vater, nachdem er seine Arbeit als Spritzenmann gethan hatte, begegnete einer Schwadron italienischer Cavallerie. Er näherte sich dem Hauptmann, erklärte ihm in italienischer Sprache unsere Lage und bat ihn, zu kommen und uns daraus zu helfen. Der Italiener, entzückt in Moskau „la sua dolce favella" zu hören, versprach, dem Herzog von Treviso einen Bericht zu machen und inzwischen eine Schildwache bei uns zu lassen, um die Wiederholung ähnlicher Scenen, wie die gestrigen im Garten, zu verhüten. Er gab zu diesem Zweck meinem Vater einen Officier zur Begleitung mit, welcher, als er hörte, daß wir Alle zwei Tage lang Nichts gegessen hätten, uns in einen großen Krämerladen führte, dessen Thür eingeschlagen war; der Boden war mit dem besten Thee und Kaffee, mit Rosinen, Feigen, Mandeln rc. bedeckt, Nichts fehlte zu einem prächtigen Dessert und unsere Dienstleute stopften

sich die Taschen voll. Die Schildwache war während der Nacht sehr nützlich, und wenn die Soldaten es wagten, sich unserem kleinen Kreise zu nähern, so trieb ein Wort von ihr sie zurück.

Mortier erinnerte sich, meinen Vater in Paris gesehen zu haben; er bemerkte es zu Napoleon, welcher befahl, ihm meinen Vater am folgenden Morgen vorzustellen. In einem alten Jagdrock, der zur Reise bestimmt war, ohne Perrücke, in ungewichsten Stiefeln, nicht rasirt seit zwei Tagen und in einem schmutzigen Hemd — so erschien mein Vater, der Advokat der Etiquette und der Formen, in dem Pallast des Kremlin, vor dem Kaiser der Franzosen. Ihre Zusammenkunft ist ziemlich getreu in der Geschichte vom Baron Fain und in der vom General Donileffski beschrieben. Dem Letzteren lieferte mein Vater selbst das Material. Nach den gewöhnlichen Phrasen, den abgebrochenen Worten, den lakonischen Bemerkungen, welchen während fünf und dreißig Jahren ein tiefer Sinn beigelegt worden ist und die doch oft Nichts als Gemeinplätze waren, bezeigte Napoleon sein Mißvergnügen über das Benehmen Rostopschin's, sagte, daß der Brand von Moskau eine That des Vandalismus sei, versicherte seine leidenschaftliche Liebe für den Frieden, bemerkte, daß der wirkliche Krieg nicht in Rußland,

sondern in England sei; rühmte sich: vor das Findelhaus und die Himmelfahrtskathedrale Schildwachen gestellt zu haben und beklagte sich über Alexander, der schlecht berathen sei, wie er sagte, und Nichts von seinen friedliebenden Absichten wisse.

Mein Vater wagte es, ihm zu bemerken, daß es wol dem Sieger zukomme, einen annehmbaren Frieden vorzuschlagen. „Ich habe gethan, was möglich war. Ich habe Kutusoff gefragt, er schlägt jede Unterhandlung aus und verhindert es, daß meine Vorschläge das Ohr des Kaisers erreichen. Sie wollen den Krieg — gut sie sollen ihn haben. Es ist nicht meine Schuld." —

Am Schluß dieser Komödie erbat mein Vater sich die Erlaubniß, die Stadt mit seiner Familie zu verlassen.

„Ich gewähre sie Niemand. Warum wollen Sie die Stadt verlassen? Ich habe genaue Befehle gegeben, den Markt wieder zu eröffnen und zu beschützen." (Der Kaiser der Franzosen vergaß, wie es schien, daß, außer den offenen Märkten, bedeckte Häuser nöthig sind, und daß es nicht allzu angenehm war, mit Frauen und Kindern auf dem Pflaster des Twer'schen Boulevards, umgeben von einer feindlichen Armee, einquartiert zu sein.) Mein Vater bemerkte ihm dies in ehrerbietiger Weise.

Napoleon antwortete Nichts, dachte nach und sagte, sich plötzlich zu ihm wendend: „Würden Sie es unternehmen, einen Brief von mir in des Kaisers Alexander eigene Hände zu überliefern? Unter dieser Bedingung und nur unter dieser, kann ich Ihnen die Erlaubniß gewähren, die Stadt zu verlassen."

„Ich würde sicherlich den Auftrag Ew. Majestät übernehmen," erwiederte mein Vater, „aber es ist mir unmöglich, für die Ausführung einzustehn."

„Niemand ist gebunden, Unmögliches zu thun, davon spreche ich nicht. Aber geben Sie Ihr Ehrenwort, Ihr Möglichstes zu thun, um den Brief abzuliefern?"

Mein Vater sagte, nachdem er sich einen Augenblick bedacht hatte: „Sire, ich gebe mein Ehrenwort."

„Das ist hinreichend! ich werde Sie rufen lassen. Haben Sie in der Zwischenzeit Etwas nöthig?"

„Ein Zimmer für meine Familie, so lange ich hier bin."

„Sprechen Sie darüber mit dem Herzog von Treviso."

Mortier gab in der That einige Zimmer für uns in dem Hause des Generalgouverneurs her. Sein Haushofmeister schickte uns Eßvorräthe und

sogar Wein. Mehrere Tage vergingen, bis endlich eines Morgens um 4 Uhr eine Ordonnanz vom Kaiser kam, um meinen Vater zu holen und ihn in den Kreml zu geleiten. Die Feuersbrunst hatte ihre höchste Höhe erreicht; mein Vater bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, während er ging, der rothe dicke Rauch war wörtlich erstickend. Napoleon war angekleidet; im Zimmer auf- und niedergehend, schien er entweder gereizt oder sehr in Gedanken beschäftigt zu sein. Er fing vielleicht an zu verstehen, daß seine Lorbeeren, einmal durch die Flammen beschädigt, von dem Eise dieser nordischen Wüsten angegriffen werden würden, und daß es schwerer sein würde, in seiner jetzigen Lage sein Spiel zu endigen, als es das in Egypten gewesen war. Ney und Narbonne, Berthier und Davoust, die Generale und Officiere begriffen es seit dem Uebergang über den Memel, daß der Plan des Feldzugs verfehlt war, aber Napoleon antwortete auf alle ihre Einwürfe mit dem einen kabbalistischen Worte: Moskau!

In Moskau fing auch er an zu begreifen!

Als mein Vater eintrat, nahm Napoleon einen versiegelten Brief vom Tische, überreichte ihm denselben und sagte, indem er ihn entließ: „Ich erinnere mich Ihres Ehrenworts.“

Mein Vater verbeugte sich und verließ das Zimmer. Auf dem Umschlag des Briefes stand: „Meinem Bruder, dem Kaiser Alexander.“

Die geschriebene Erlaubniß, die Stadt verlassen zu dürfen, ist bei mir aufbewahrt, sie ist unterzeichnet vom Herzog von Treviso und von Lesseps „Grandmaître de police à Moscou.“ Mehrere Personen, welche erfahren hatten, daß mein Vater die Erlaubniß erhalten habe, mit seiner Familie fortzugehn, ersuchten ihn, für seine Dienstboten gelten zu dürfen, um mit fort zu kommen. Es wurde ein alter Wagen aufgefunden für den verwundeten alten Mann, meine Mutter, meine Amme und mich, die Uebrigen folgten zu Fuß. Eine Abtheilung Uhlanen begleitete diese Karawane bis zu der russischen Arrieregarde; Angesichts der Kosacken wünschten die Uhlanen ihnen glückliche Reise und galoppirten zurück. Einen Augenblick später umgaben Schwärme von Kosacken die Pilger und führten sie vor den russischen Generalstab. General Winzingerode und der Kosackengeneral Hovuiski befehligten dort.

Als Winzingerode die Geschichte mit dem Brief erfahren hatte, erklärte er meinem Vater, daß er ihn augenblicklich nach Petersburg befördern wolle, in Begleitung zweier Kosacken.

„Was sollen wir mit Ihrer Familie machen?“ fragte der General Hovuiski, „hier können sie nicht bleiben, hier sind sie vor den Kugeln nicht sicher, und wir können uns jeden Tag auf ein ernstes Zusammentreffen gefaßt machen.“

Mein Vater sagte, er wünsche uns in das Gouvernement von Jaroslaw auf eines seiner Güter zu schicken, aber er bemerkte zu gleicher Zeit, daß er nicht einen Rubel hätte.

„Gut, nach Jaroslaw,“ sagte Hovuiski, „ich werde dafür sorgen; unsere Rechnung machen wir nachher.“

Mein Vater reiste ab. Am folgenden Morgen fand Hovuiski einen alten Wagen und schickte uns, zusammen mit einer Truppe französischer Gefangener, unter der Obhut einer Abtheilung Kosacken, in die nächste Stadt, indem er das Geld vorschoß, welches zur Fortsetzung unserer Reise nöthig war.

Dies war also die erste Reise, welche ich in Rußland machte, begleitet von Kosacken und in der Gesellschaft französischer Gefangener. Die zweite Reise war ohne Uralsche Kosacken, ohne Bonapartische Uhlanen, ohne Kriegsgefangene. Ich war allein und bei mir saß nur ein betrunkener Gensdarme.

Mein Vater wurde sogleich vor den Grafen Araktschejeff geführt, welcher ihm erklärte, daß er

sein Gefangener sei, bis auf die weitere Bestimmung des Kaisers. Er verlangte den Brief. Mein Vater erwiederte: daß er durch sein Ehrenwort gebunden sei, den Brief in des Kaisers eigne Hände zu übergeben. Der Graf versprach die Befehle Alexanders einzuholen; den folgenden Tag zeigte er ihm an: daß er vom Kaiser beauftragt sei, den Brief in Empfang zu nehmen und ihm denselben unverzüglich zu überbringen; er gab meinem Vater einen Empfangschein darüber, welcher ebenfalls aufbewahrt ist.

Mein Vater blieb während eines Monats bei Araktschejeff im Arrest, bis ihm der Graf endlich erklärte, daß er frei sei und daß der Kaiser ihm nicht zürne, die Besorgung des Briefes übernommen zu haben, in Betracht der Umstände, in welchen er sich befunden. Zu gleicher Zeit befahl er ihm, Petersburg zu verlassen, ohne irgend Jemand gesehen zu haben.

Als mein Vater auf seiner Besitzung in Jaroslaw ankam, fand er mich in einem kleinen Bauernhause (es war kein herrschaftliches Haus auf diesem Landsitz), auf einer Bank unterhalb des Fensters, und da das Fenster schlecht schloß, die ganze Bank mit Schnee bedeckt. Trotzdem hatte ich keinen Schnupfen!

Es war hohe Zeit für ihn zu kommen. Er fand meine Mutter in der äußersten Bestürzung. Ungefähr zehn Tage vor der Ankunft meines Vaters trat der Starost mit zwei oder drei Dienern eines Morgens in die „Isba" (Bauernhaus), welche meine Mutter bewohnte und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihm zu dem alten Golochwatoff folgen möchte, der ein anderes Bauernhaus bewohnte. Meine Mutter war damals kaum siebzehn Jahre alt und verstand nicht ein Wort Russisch. Es kam ihr der Gedanke, daß man sie tödten wolle, und daß der alte Mann vielleicht bereits ermordet sei. Zitternd und mehr todt als lebendig nahm sie mich auf ihre Arme und folgte dem Starosten. Als sie in das andere Haus trat, schrie sie laut auf: der Leichnam Golochwatoffs lag auf dem Tische. Sie sah mit Entsetzen auf den Starost; aber dieser letztere gab ihr ruhig durch Zeichen zu verstehen, daß sie vergebens versucht hätten, dem alten Mann zur Ader zu lassen. Er war vom Schlage getroffen, der wahrscheinlich durch die übermäßige Aufregung der letzten Tage, durch den Anblick seines in Flammen stehenden Hauses, von dem er fortwährend sprach, und durch die Wunde, die ihm der betrunkene Soldat beigebracht hatte, herbeigeführt worden war.

Man kann sich die Lage meiner Mutter leicht

verstellen, unter diesen Menschen, die ihr als Wilde erschienen, die sich in Schafspelze kleideten, welche nicht überzogen waren, die eine Sprache redeten, welche sie nicht verstand, die Gewohnheiten hatten, ganz verschieden von den ihren, und — alles das in der Mitte des November, in dem berühmten Winter von 1812, beschränkt auf eine kleine eingeräucherte Hütte, und ohne jede Gesellschaft, ja ohne ein Buch. Ihre einzige Stütze war der alte Golochwatoff gewesen — sie war in Verzweiflung nach seinem Tode.

Und diese armen „Wilden" beklagten sie doch so sehr mit all ihrer kindlichen Einfachheit, und der Starost schickte seinen Sohn manchesmal zu Pferd nach der kleinen Stadt des Bezirks, um Kuchen, Aepfel, Rosinen und „Baranki" (Kringel) zu ihrer Aufheiterung zu holen!

Funfzehn Jahre später war er noch immer Starost desselben Dorfes und kam zuweilen nach Moskau; er hatte damals schon ganz graue Haare. Meine Mutter bewirthete ihn jedesmal und sprach mit ihm von ihrem schrecklichen Aufenthalt in seinem Dorfe im Jahre 1812, von dem Begräbniß des alten Mannes und von ihrer Angst. Der Starost, welcher sich nicht davon abbringen ließ, meine Mutter „Julisa" anstatt Louisa zu nennen, erfreute sich sehr an diesen Erinnerungen und versicherte mir immer, daß, so

klein ich auch gewesen sei, ich doch nicht im mindesten Angst gehabt habe vor ihm, daß ich auf seinen Arm gekommen sei und mit seinem langen Bart gespielt habe. Vom Gouvernement Jaroslaw gingen wir nach Twer und kehrten ein Jahr später nach Moskau zurück.

Ich erinnere mich sehr wohl, in einer viel späteren Zeit, im Jahre 1820, die Spuren des großen Feuers gesehen zu haben. Große Häuser waren noch ganz ruinirt, die Wände geschwärzt durch den Rauch, die Fenster zerbrochen, hier und da erblickte man umzäunte Plätze mit Schornsteinen, die in der Mitte von zerstörten Erdgeschossen emporragten, dies waren die Plätze der hölzernen Häuser. Die Erzählungen von Borodino, von der Einnahme von Moskau, von der Beresina und dem siegreichen Einzug in Paris waren, wie schon gesagt, meine Feengeschichten, meine Iliade und Odyssee. Meine Mutter und unsere Diener, mein Vater und Vera Artamonowna kamen immer wieder zu den Erzählungen dieser Ereignisse zurück, welche sie so nah und so schwer berührt hatten.

Nach dem Krieg kehrten die Generale und Officiere heim und eilten nach Moskau, um ihre Eltern und Verwandte zu besuchen. Die alten Kameraden meines Vaters, Officiere seines Regi-

ments, Schauspieler in dem großen und blutigen Drama, das eben geschlossen war, bedeckt mit Ruhm und Ehren, kamen oft in unser Haus, um ihre Thaten noch einmal durchzufechten, indem sie sie erzählten. Sie wurden wieder jung dabei und waren voller Begeisterung. Dies war auch in der That die glänzendste Zeit der Petersburger Epoche. Ein allgemeines Gefühl von Kraft und Hoffnung für die Zukunft herrschte vor, kurz, Jedermann war gehoben durch den Sieg und ließ seine Sorgen ruhen bis auf den kommenden Tag.

Ich liebte außerordentlich die lebhaften Erzählungen des Grafen Miloradowitsch; er sprach mit großer Lebendigkeit, mit Gesticulationen, mit erhobener Stimme und unterbrach sich selbst häufig mit einem Ausbruch von Lachen. Oft schlief ich, hinter ihm auf dem Sopha liegend ein, da ich um Nichts in der Welt in das Bett zu bringen war, während er da war.

Es ist augenscheinlich, daß ich mit solch einer Gesellschaft um mich her ein entschiedener Patriot werden mußte, und ich nahm mir fest vor, so bald als möglich in ein Kosackenregiment einzutreten. Aber da das Gefühl der ausschließlichen Nationalität selten etwas Gutes hervorbringt, so ließ es mich die folgende Ungeschicklichkeit begehen: unter meines

Vaters Freunden war ein Graf Quinçonnat, ein französischer Emigrant und General der russischen Armee. Ein verzweifelter Royalist, hatte er, als junger Officier, Antheil an dem berühmten Fest genommen, an welchem die Satelliten der französischen Monarchie die Nationalkokarde mit Füßen traten, als Marie Antoinette auf den Untergang der Revolution trank. Der Graf Quinçonnat war nun ein großer, eleganter alter Mann, mit weißem Haar, ein Muster von Höflichkeit, das verkörperte alte Regime mit seiner Grazie und seinen Fehlern. Er war im Begriff, nach Paris zu gehen, wo ihn die Pairswürde erwartete, und er verweilte nur noch in Rußland, um seine Geschäfte zu besorgen. Mein böser Stern trieb mich an, gegen diesen General sehr unhöflich zu sein, welcher sicher der höflichste Officier in der russischen Armee und selbst in den kaiserlichen Garden war. Eines Tages, als er auch irgend eine Begebenheit des Krieges erzählte, sagte ich: Nun, aber Sie fochten doch natürlich gegen uns? „Nein, mein Sohn," erwiederte der Pair von Frankreich, „nein ich war in der russischen Armee." „Aber wie denn, da Sie ein Franzose sind, ist das ja unmöglich!" — Mein Vater sah mich wüthend an und sprach von anderen Dingen. Aber der Graf nahm die Sache heroisch auf und sagte zu meinem

Vater: „Lassen Sie ihn, ich liebe außerordentlich diese patriotischen Gefühle." — Mein Vater liebte sie jedoch gar nicht und, als der Graf fort war, gab er mir eine derbe Lehre, indem er sagte: er sei beschämt über meine Ungeschicklichkeit und verbiete mir in Zukunft, achtungswerthe Leute anzureden, ehe sie mit mir sprächen. Er fügte hinzu: solche Dummheiten sind unvermeidlich, wenn du von Dingen sprechen willst, die du noch nicht verstehst und noch nicht verstehen kannst. Quinçonnat diente unserem Kaiser aus Treue gegen seinen König!" — Mein Vater hatte Recht, ich verstand dieses Räthsel niemals!

Einer meiner Onkel, früher Gesandter bei dem Könige von Westphalen, nachher mit einer diplomatischen Mission an Bernadotte in Schweden beauftragt, kam nach dem Krieg, um sich in Moskau niederzulassen und mit meinem Vater zu leben. Er wurde kurz darauf zum Senator erwählt. Da sie Beide einen Theil ihres Lebens im Westen Europa's zugebracht hatten, so bemühten sie sich, ihren Haushalt auf europäischem Fuße einzurichten, ohne jedoch zu große Ausgaben zu machen und ohne damit die Annehmlichkeiten des russischen Lebens zu opfern. Dies gelang jedoch nicht. War es ihr Mangel an organisatorischem Talent, oder war es überhaupt

eine zu schwere Aufgabe, die fremden Gewohnheiten mit den Sitten der russischen Edelleute zu vereinigen, gewiß ist, daß eine gewisse Verwirrung in der Einrichtung des Hauses und der Geschäfte herrschte. Ihr Vermögen war nicht getheilt, weder zwischen ihnen noch mit einem dritten Bruder; die Ausgaben wurden daher gemeinschaftlich gemacht und der untere Stock wurde von einer ganzen Schaar von Dienern bewohnt, Männern, Frauen, Kindern, alten Leuten, so daß die Elemente großer Unordnung nicht fehlten.

Ich hatte eine russische und eine deutsche Wärterin. Vera Artamonowna und Madame Provenz waren vortreffliche Personen, aber ich ward es schrecklich müde, sie den ganzen Tag lang stricken zu sehen und ihre ewigen Mißverständnisse mit anzuhören, die aus Eifersucht entsprangen und unter der diplomatischesten und höflichsten Form versteckt wurden. Ich verließ sie daher in jedem günstigen Augenblick und belustigte mich mit meinem einzigen Freund, den ich damals hatte, mit Carl Calois, dem Kammerdiener und Majordomus des Senators. Ich bin selten im Leben einem gütigeren und liebenswürdigeren Menschen begegnet als ihm. Ein Fremder in Rußland, getrennt von allen seinen Verwandten und nur unvollkommen die russische

Sprache sprechend, hatte er eine fast weibliche Neigung für mich gefaßt. Ich verbrachte ganze Stunden in seinem Zimmer, ich machte einen schrecklichen Lärm, ich quälte ihn, ich brachte ihm Alles in Unordnung, aber er ertrug dies Alles mit Lächeln, schnitt mir kleine Figuren aus Pappe und machte mir Spielsachen. Aber wie liebte ich ihn auch!

Abends pflegte er in mein Zimmer zu kommen und mir Bücher mit Bildern zu bringen aus der Bibliothek, — eine große und schöne Ausgabe von „Pallas und Gmelin," den alten „Orbis Pictus," welchen ich sehr liebte u. A. — Er konnte mir stundenlang Bilder zeigen, indem er an hundert Mal dieselben Erklärungen wiederholte, ohne jemals müde zu werden.

Einige Zeit vor meinem Geburtstag schloß sich Carl in sein Zimmer ein, da hörte man Nichts mehr als den Ton des Hammers und anderer Instrumente. Er kam zuweilen heraus und ging in die Küche, um Leim zu kochen oder sonst etwas zu holen, aber dann wurde seine Thüre immer wieder sorgfältig verschlossen. Ich versuchte alle Mittel, das Geheimniß zu entdecken, die Kinder des Kochs halfen mir, aber Carls Vorsicht war zu groß. Wir entdeckten ein kleines Schiebfenster, welches in Carls Stube ging, von einer alten Geräthkammer aus,

aber man konnte von dort Nichts übersehen als den oberen Theil des Fensters und das Portrait Friedrichs II. mit seiner langen Nase, seinem großen Stern und dem Blick eines verhungerten Falken. Einen oder zwei Tage vor dem Geburtstage hörte der Lärm auf, das Zimmer wurde wieder geöffnet und sah aus wie gewöhnlich, nur daß hier und da kleine Reste von Goldpapier oder Pappe zu sehen waren. Ich starb fast vor Neugierde, aber Carl sah ganz gleichgültig aus und berührte den fraglichen Gegenstand auch nicht von ferne.

In einem Zustand wirklichen Leidens und furchtbarer Qual sah ich endlich den feierlichen Tag anbrechen. Ich erwachte um fünf Uhr und wartete. Um acht Uhr trat Carl in das Zimmer, in einem blauen Oberrock, mit weißer Halsbinde, aber — mit leeren Händen. Hatte er das Ganze verdorben? Die Zeit verging, und die gewöhnlichen Geschenke regneten von allen Seiten, aber die Erwartung auf Carls Ueberraschung hinderte mich, das Uebrige zu genießen. Nach Tische rief Vera Artamonowna mich plötzlich herunter in den großen Saal, wo mich Jemand erwarte. „Nun kommt's! dachte ich und glitt am Treppengeländer eilig hinunter. Die Thüre öffnet sich: Ein Marionettentheater ist vor mir! Der Diener des Senators spielt die Violine, die Knaben aus

dem Hause, als Türken angezogen, überreichen mir Kuchen mit meinem Namen darauf geschrieben, und ein Transparent, ganz in Feuer, zeigt die Anzahl meiner Jahre. Carl, in Schweiß gebadet, setzt Alles in Bewegung; er läßt die Marionetten spielen, er giebt das Losungswort für Alles. Plötzlich erlöschen die Lichter, ein Feuerwerk erhöht das Vergnügen mit dem Geruch von Pulver, mit Lärm und Funken. Niemand verbietet es, so viel Kuchen als möglich zu essen, und alle Augenblicke erscheint etwas Neues, Hunde, welche das Costüm wechseln, ein Affe, der mir einen geschriebenen Glückwunsch überreicht u. s. w. Welche andern Geschenke konnten einem solchen Feste gleichkommen, umsomehr als ich niemals den Geschmack für's Eigenthum hatte; das Organ der Erwerbungssucht und der Monopolisation war niemals in mir entwickelt. Eins nur fehlte mir: ein Freund, ein Gefährte, mit dem ich das Vergnügen getheilt hätte. Aber da ich meine ganze Kindheit in Einsamkeit verbracht hatte, so konnte ich die Entbehrung so sehr nicht fühlen. Leider trennten mich die Verhältnisse bald ein wenig von Carl.

Der älteste Bruder meines Vaters und des Senators war in offner Feindschaft mit ihnen, welches jedoch nicht verhinderte, daß ihr Vermögen zusammen verwaltet wurde. Die Unordnung einer

dreifachen Verwaltung, zusammen mit der tiefen Entzweiung der Brüder, war gigantisch. Die Starosten und die Bauern wurden ganz verwirrt und ruinirten sich selbst ohne Vortheil für irgend wen. Die zwei jüngeren Brüder thaten Alles, was sie konnten, um dem Aeltesten entgegen zu handeln, der ihnen mit gleicher Münze zahlte. Der Eine verlangte Heu, der Andere Holz zum Heizen, der Dritte Tischler, und Jeder forderte das als berechtigter Herr und schickte seinen Bevollmächtigten. Der ältere Bruder setzte einen Starosten ein, die Jüngeren suchten einen Vorwand, denselben abzusetzen, und bezeichneten einen Anderen an dessen Stelle, der ältere Bruder wollte diesen Zweiten nicht anerkennen. Dazu kam nun noch das Geklatsch der verschiedenen Favoriten, die ihren Vortheil darin fanden, den Streit der Brüder noch bitterer zu machen, und dann das allgemein übliche Rauben und Betrügen; es war natürlich, daß unter solchen Umständen die armen Bauern die wirklichen Leidensträger waren, die Märtyrer der ungeregelten Launen dieses patriarchalischen Triumvirats. Die nächste Folge der Mißverständnisse zwischen den Brüdern, welche auf sie selbst zurückfiel, war der Verlust eines wichtigen Processes, worin sie offenbar im Recht waren. Sie hatten ein gemeinsames Interesse an der Sache, aber sie konnten sich

nie hinreichend einigen, um gemeinschaftlich zu handeln. Ihr Gegner benutzte natürlicherweise diesen Umstand. Neben dem Verlust einer herrlichen Besitzung im Gouvernement Moskau wurden sie zu einer Strafe von 150,000 Franken Schadenersatz vom Senat verurtheilt, und außerdem mußten sie noch die Kosten des Processes tragen. Da die Lection diesmal ihnen selbst gegeben war und nicht den Bauern, so gingen ihnen die Augen auf, und sie beschlossen, das Vermögen zu theilen. Die Unterhandlungen dauerten fast ein Jahr; endlich waren alle Schwierigkeiten erschöpft; sie kamen überein in Betreff der Theilung und des Ersatzes. Das Loos sollte entscheiden, wem der eine oder der andere Theil zufallen sollte. Darauf machten der Senator und mein Vater einen Besuch bei dem älteren Bruder, mit welchem jeder Verkehr seit fünf Jahren aufgehört hatte. Zwei oder drei Tage später sandte er seinen Intendanten, um sich nach der Gesundheit seiner Brüder erkundigen zu lassen. Der Intendant wurde in das Wohnzimmer vorgelassen und mit einer dankenden Antwort beauftragt. Am folgenden Tage ging eine ähnliche Gesandtschaft von unserem Haus zu seinem. Jedermann sprach über die Aussöhnung, und es wurde gemurmelt, daß der ältere Bruder zu uns kommen und die Sache beendigen

würde. Auf dieses Gerücht hin kam das ganze Haus in Bewegung.

Dieser ältere Bruder war ein schrecklicher Mensch, eins jener monströsen Erzeugnisse, welche nur in dem monströsen Leben des russischen Adels möglich sind. Hoch begabt von der Natur, machte er Nichts als dumme Streiche, welche oft Verbrechen gleich kamen. Er hatte eine gute Erziehung erhalten in dem französischen Styl seiner Zeit, er hatte viel gelesen und wußte viel, und dennoch war sein Leben nichts Anderes als eine Ausstellung unedler Leidenschaften und gemeiner Intriguen. Er war bei seinem Eintritt in die Gesellschaft Officier und als solcher der Person des Fürsten Potemkin beigegeben, dann ging er in den Civildienst über als Sekretair einer Gesandtschaft und wurde zuletzt Generalprokurator der Synode. Aber weder die diplomatischen Kreise, noch die Gesellschaft der Mönche konnten diesen unbezähmbaren Charakter zähmen. Er wurde wegen einer Unverschämtheit gegen den Erzbischof seiner Stellung entsetzt, und von Petersburg verbannt, weil er einem seiner Feinde bei einem Diner des Generalgouverneurs Ohrfeigen gegeben hatte. Er zog sich auf sein Landgut in Tamboff zurück; hier machten die Bauern einen Versuch ihn zu ermorden, wegen seiner Bedrückungen und

seiner zu großen Aufmerksamkeiten gegen ihre Weiber. Er verdankte sein Leben einzig der Schnelligkeit seiner Pferde und der Geistesgegenwart seines Kutschers.

Nach diesem Vorfall kam er nach Moskau. Verlassen von aller Welt, selbst von seinen eignen Verwandten, lebte er ganz allein in einem geräumigen Haus auf dem Twer'schen Boulevard. Dort richtete er sich eine große Bibliothek und einen kleinen Harem von seinen Leibeigenen ein. Beides hielt er sorgfältig verschlossen. Ganz ohne Beschäftigung und verzehrt von einer Eigenliebe, die bis zur Naivetät ging, machte er fortwährend unvernünftige und nutzlose Ankäufe auf Auktionen und unterhielt mit Leidenschaft und Beharrlichkeit noch nutzlosere Processe. Einen Proceß wegen einer Amati-Geige setzte er dreißig Jahre lang fort, bis er endlich die Geige gewann. Einen anderen führte er über das Eigenthumsrecht auf eine Mauer, welche sein Haus von dem seines Nachbar trennte; der Besitz der Mauer gewährte gar keinen Vortheil, und er erhielt ihn erst nach einem Streit, der ein Viertel-Jahrhundert dauerte.

Seine Brüder und Schwestern fürchteten ihn und jede Berührung mit ihm, unsere Dienstleute vermieden sein Haus, um ihm nur nicht zu begeg-

nen, die Mädchen fürchteten seine Nachstellungen, und die Bauern ließen in den Kirchen Lieder singen, damit sie nicht auf sein Loos fielen.

Am Morgen des erwarteten Besuchs war eine große Bewegung in unserem Hause. Ich hatte diesen Bruder „Feind“ niemals gesehen; ich verlangte heftig danach, ihn zu sehen und fürchtete mich doch zu gleicher Zeit davor.

Lange vor seiner Ankunft fanden sich der älteste Neffe meines Vaters, der im Dienst der Regierung stand und die Familienangelegenheiten besorgte, und zwei andere Bekannte ein, welche als Zeugen dienen sollten, und ließen sich im Wohnzimmer nieder. Ein Diener trat endlich ein und sagte mit bebender Stimme: „Ihro Gnaden, der Herr „Bruder“ kommen!“

Der Senator erhob sich, es gab eine allgemeine Bewegung, mein Vater räusperte sich, der Familiengeschäftsführer hustete.

„Der Bruder“ nahte langsam und feierlich, mein Vater und der Senator empfingen ihn an der Thür des Wohnzimmers. Er hielt ein großes Heiligenbild in seinen Händen und redete seine Brüder mit näselnder Stimme und in schleppendem Tone folgendermaßen an: „Dies ist das Bild, mit welchem unser sterbender Vater mich segnete, indem er

keiten, welche zuweilen mit harten Schlägen endigen, um kleine Betrügereien ihrer Herren, wenn diese unmögliche und unmenschliche Dinge von ihnen verlangen. Der völlige Mangel an Erziehung von der einen und die Einfachheit der Dorfbewohner von der anderen Seite hat in die Gewohnheiten der Leibeigenen viele monströse und schlechte Dinge hineingebracht, zu denen überdies noch die Gewohnheit der Furcht und knechtische Unterwürfigkeit kommt. Aber bei alledem bleiben sie während des größeren Theils ihrer Existenz Kinder; ein Nichts macht sie glücklich, ein Nichts macht sie verzweifeln, ihre Wünsche sind beschränkt und völlig äußerlich. Die zwei stehenden Leidenschaften der russischen Diener sind: Wein, Thee, das Wirthshaus und das Rauchzimmer; für diese Freuden erhöhen sie den Betrag von ihres Herrn Rechnung, dulden sie Verfolgung und Strafe, geben sie ihre Weiber und Kinder dem Elende Preis. Nichts ist leichter als gegen den Mißbrauch des Weines von dem Standpunkt eines Vater Matthew aus zu eifern und sich zu wundern, warum die Diener ausgehen und ihren Thee im Wirthshaus nehmen, da sie ihn doch wohlfeiler zu Haus haben könnten.

Der Wein heitert den Menschen durch eine künstliche Anregung auf; er vergißt seine Lage, und er liebt den Taumel und die künstliche Fröhlichkeit,

die der Wein hervorbringt, um so mehr, je weniger er glücklich und je weniger er entwickelt ist. Wie sollte es wohl anders sein, als daß der Mann, der für immer zum Vorzimmer, zu beständiger Armuth, zuweilen sogar zum Verkauf bestimmt ist, sich nicht zu Zeiten betrinken sollte? Es ist wahr, daß er gelegentlich zu viel Wein trinkt, aber eben weil er nicht beständig mäßig zu trinken hat. In Italien und Frankreich giebt es viel weniger Trinker, weil da mehr Wein ist. Die Neigung zum Trinken im englischen Volk kommt wahrscheinlich aus denselben Ursachen. Die Armen werden immer unterliegen in ihrem ungleichen Kampf mit dem Elend; sie sind von allen Seiten von einem ehernen Gewölbe eingeschlossen, das sie niederdrückt zu den tiefsten Schichten der Gesellschaft und sie fortwährend ohne Gnade zu der endlosen Arbeit verdammt, welche den Geist lähmt und die Kräfte erschlafft ohne ein Ziel und ohne Lohn. Gut denn! nachdem sie also sechs Tage lang nichts gewesen sind als ein Hebel, eine Springfeder, ein Rad, nachdem sie schlecht geschlafen und gegessen haben die Woche hindurch, so verlassen sie ihre Bagno's der Industrie am Sonnabend Abend und betrinken sich um so rascher, als ihr Organismus ohnehin schon geschwächt ist. Ihr Großherren der Sittlichkeit! Ihr thätet besser daran, Euren irischen

oder schottischen Whisky zu trinken, wenn Ihr Lust habt, und übrigens still zu schweigen; sonst möchtet Ihr eine furchtbare Antwort auf Eure grausame und unerbittliche Philanthropie erhalten.

Thee in einer Schenke zu trinken hat eine ganz andere Bedeutung für den russischen Diener. Zu Hause ist der Thee kein Thee für ihn; Alles erinnert ihn hier an seine Lage, er muß sich das kochende Wasser selbst bereiten in einem schmutzigen Zimmer, er hat eine grobe Theetasse, muß jeden Augenblick bereit sein, der Klingel des Herrn zu gehorchen, seinen Thee zu verlassen und die Treppe hinauf zu rennen. In der Schenke ist er ein freier Mann; hier ist er Herr; das weiße Tischtuch wird für ihn ausgebreitet, die Lampe brennt für ihn, der Kellner eilt herbei ihn zu bedienen, die Tassen sind gewaschen, Alles ist geputzt, kein Herr da ihm zu befehlen, er trinkt fröhlich seinen Thee, verlangt gesalzene Kaviar, ein wenig Fischpastete und das unvermeidliche Gläschen Branntwein. Da ist nichts Unmoralisches in Allem diesem; es ist das künstlerische Element, welches dem Menschen eingeboren ist, das sich in dieser einfachen Weise kund giebt. Es ist gut für diejenigen, welche die Fortsetzung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge wünschen, daß ihre unglücklichen „Friedensgefangenen“ so wenig Nachdenken

haben, so wenig volljährig sind, daß sie sich mit diesen Erheiterungen begnügen. Und sie sind in der That zufrieden damit, weil sie mit zwanzig Jahren doch noch Kinder sind. Jeder Eindruck bemächtigt sich ihrer mit ungeheurer Schnelligkeit, aber er faßt keine Wurzeln; ihre Gedanken sind fortwährend beschäftigt oder vielmehr zerstreut von zufälligen Gegenständen, von kleinen Wünschen, von unbedeutenden Zielen. Ihr kindischer Glaube an übernatürliche Dinge macht sie furchtsam selbst in den Mannesjahren, und dieser selbe kindische Glaube tröstet sie in den furchtbarsten Augenblicken des Lebens. Ich bin zugegen gewesen bei dem Tode von zweien oder dreien von meinen Dienern, und war erstaunt über die unverstellte Sorglosigkeit, mit welcher sie das Leben verließen, wie wenig Sünden ihr Gewissen belasteten und, wenn eine Last darauf ruhte, wie leicht sie durch die Beichte an den „heiligen Vater" hinweggenommen wurde.

Die gegenseitige Liebe zwischen Kindern und Dienstboten gründet sich auf die Aehnlichkeit zwischen Beiden. Kinder hassen die Vornehmheit älterer Personen, ihr herablassend freundliches Benehmen, weil sie klug genug sind zu fühlen, daß sie für dieselben nichts als Kinder sind, aber für die Dienstboten sind sie Personen. Demnach ziehen sie es bei weitem vor,

mit den Dienstmädchen Karten und Lotto zu spielen als mit den Gästen. Die Gäste spielen um der Kinder willen, geben ihnen aus Gefälligkeit nach, necken sie und hören auf zu spielen, wenn es ihnen gefällt, die Dienstmädchen spielen im Gegentheil ebensowohl für ihr eigenes, als für der Kinder Vergnügen, und daher ist das Spiel interessant.

Die Dienstboten hängen außerordentlich an den Kindern, und ihre Anhänglichkeit ist keineswegs sclavisch, es ist die gegenseitige Liebe der Schwachen und Einfachen.

In früheren Zeiten gab es in Rußland wirklich, so wie jetzt noch etwas der Art in der Türkei, eine patriarchalische Liebe zwischen Herren und Dienern. Jetzt findet man solche treue Diener, die der Familie und dem ganzen Geschlecht so ergeben wären, nicht mehr in Rußland. Das ist leicht zu verstehen. Der Herr hat jetzt nicht länger mehr Glauben an seine eigene Autorität, er ist nicht mehr davon überzeugt, daß er für seine Dienstboten vor dem furchtbaren Tribunale Christi verantwortlich ist, sondern er gebraucht sie nur für sein eigenes Bedürfniß. Die Dienstboten haben ihrerseits keinen Glauben mehr an ihre Pflichten und ertragen die Obergewalt nur als die „Unbeschützten,“ nicht aber als ein göttliches Strafgericht oder als eine Prüfung.

In früher Jugend schon wurde ich mit einigen Beispielen von diesem Fanatismus der Sclaverei bekannt, von welchem alte Edelleute von achtzig Jahren mit Seufzen und Bedauern sprachen, wenn sie sich jener unermüdlichen Diener und ihres heißen Eifers erinnerten. Sie vergaßen dann nur zu erwähnen, wie ihre Väter und sie selbst solche Selbstverleugnung belohnt hatten.

In einem von des Senators Dörfern lebte ein ganz hinfälliger alter Mann, Andreas Stephanow mit Namen, in der Zurückgezogenheit. Er war der Kammerdiener des Senators und meines Vaters gewesen in der Zeit, als sie in der Garde dienten. Er war ein guter, ehrlicher und mäßiger Mann, der treu an seinen jungen Herren hing und so zu sagen ihre Wünsche ihnen an den Augen absah, welches keine leichte Aufgabe gewesen sein mag. Später war er Verwalter auf einem der Güter bei Moskau. Durch den Krieg, im Anfang des Jahres 1812, von aller Verbindung abgeschnitten und nachher auf der Brandstätte des eingeäscherten Dorfes ohne Geld allein gelassen, verkaufte er etwas von den Balken, die das Feuer übrig gelassen, um nicht Hungers sterben zu müssen. Der Senator fing bei seiner Rückkehr nach Rußland an, Ordnung in seine Besitzungen zu bringen und kam endlich zu der Frage

wegen der Balken. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß er bestohlen worden sei, entsetzte er den alten Mann seines Dienstes und verbannte ihn zur Strafe in ein anderes Dorf. Der Greis, der noch dazu Familie hatte, „aß hier das Gras, das auf den Wiesen übrig geblieben ist", wie das Sprichwort sagt. Jedes Mal jedoch, wenn wir durch das Dorf kamen, wo Andreas Stephanow lebte, hinkte der hinfällige Alte, der vom Schlag gerührt war, auf seinen Krücken herbei, nur um meinen Vater zu begrüßen und mit ihm zu sprechen. Die Hingebung und Güte, mit der er sprach, sein bemitleidenswerthes Aussehen, die Büschel gelbgrauer Haare an beiden Seiten seines kahlen Kopfes, rührten mich tief. „Ich habe gehört, gnädiger Herr," sagte er einst, „daß Ihr Herr Bruder das große Ordensband bekommen hat; ich bin alt Ew. Gnaden und werde bald meine Seele Gott wiedergeben, aber der Herr Gott hat's mir nicht gestattet, den Herrn Bruder noch mit dem Band zu sehen und ich hätt' es doch so gewünscht ihn zu sehen mit dem Band und all der „Regalia." —

Ich sah den alten Mann an, sein Gesicht war kindlich offen; seine gebeugte Gestalt, sein halb gelähmtes Gesicht, seine erloschenen Augen, seine schwache Stimme, Alles bezeugte, daß er nicht log, daß er nicht schmeichelte, daß er wirklich sehnlich

wünschte, vor seinem Tode den Mann, der vor funfzehn Jahren ihm den Verkauf einiger Balken nicht vergeben konnte und ihn deshalb ins Elend stieß, daß er sehnlich wünschte, diesen Mann mit dem großen Ordensband und den „Regalia" geschmückt, noch einmal zu sehen. War dies ein Heiliger oder ein Narr? oder können überhaupt nur Narren Heilige sein?

Diese Beispiele der Idolatrie existiren nicht mehr, und wenn es jetzt vorkommt, daß ein Leibeigener die Freiheit nicht wünscht, so ist es einfach aus Trägheit und materiellem Interesse. Dieser Zustand der Dinge ist sicherlich verderbter, aber näher der Lösung. Die jetzigen Leibeigenen wünschen auch Etwas um den Hals ihrer Herren zu sehen, aber nicht das Band des St. Wladimirordens!

Ich werde an passender Stelle die Lage unserer Diener im Allgemeinen beschreiben.

Weder der Senator noch mein Vater bedrückten ihre Dienerschaft in besonderer Weise, d. h. sie bedrückten sie nicht physisch. — Der Senator war ein leidenschaftlicher und ungeduldiger Mann, er war daher oft hart und ungerecht, aber er kam so wenig in Berührung mit den Dienstboten und bekümmerte sich so wenig um sie, daß er und sie sich kaum gegenseitig kannten. Mein Vater ermüdete sie

durch seine Launen; er ließ ihnen keinen Blick, kein Wort durchgehen, beobachtete alle ihre Bewegungen und corrigirte sie beständig. Für einen Russen ist das schlimmer als Schläge und Scheltworte. Körperliche Strafen waren in unserem Hause fast unbekannt und zwei oder drei Fälle, in welchem der Senator und mein Vater zu der Polizei*) ihre Zuflucht nahmen, waren so ungewöhnlich, daß die Dienerschaft noch lange nachher davon sprach; außerdem waren dies auch wirklich Fälle von besonders schweren Vergehen.

Häufiger ereignete es sich, daß ein Diener unter die Soldaten geschickt wurde; diese Strafe verbreitete Schrecken unter den jungen Leuten. Selbst wenn sie ohne Familie, ohne Verwandte waren, zogen sie es vor, Leibeigene zu bleiben, als zwanzig Jahre lang die breiten Achselbänder des Soldaten zu tragen. Auftritte, die dadurch veranlaßt wurden, hatten eine große Wirkung auf mich. Zwei Polizeisoldaten kamen auf des Herrn Ersuchen; sie kamen ganz unerwartet und überraschten den verurtheilten Mann. Der Starost oder der Haushofmeister mußten dann erklären, daß der Herr beim Abendessen befohlen habe,

---

*) Die russischen Edelleute haben das Recht, einen Diener auf die Polizei, d. h. ins Zuchthaus, zu schicken und ihm dort eine mäßige körperliche Strafe geben zu lassen.

den Diener als Rekrut zu stellen. Der Diener hielt sich stolz, unter Thränen aufrecht, die Frauen jammerten, ein Jeder gab ihm ein Geschenk, ich gab auch Alles was ich hatte, ein Zwanzigkopekenstück, ein Halstuch 2c. —

Dann erinnere ich mich auch an einen Befehl meines Vaters: als Strafe einem Starosten den Bart abzuscheeren, weil er den Bauernzins ausgegeben hatte. Ich verstand damals die Bedeutung dieser Strafe gar nicht, aber ich war ergriffen von dem Anblick des sechszigjährigen Mannes; er weinte bitterlich, bückte sich bis zur Erde und flehte um die Erlaubniß, eine Strafe von hundert Rubel zahlen zu dürfen, um dieser Entehrung zu entgehen.

Als der Senator bei uns lebte, belief sich die Zahl der Diener ungefähr auf dreißig Männer und ebensoviel Frauen. Die verheiratheten Frauen thaten keine Dienste, sie besorgten ihren Haushalt. Die häuslichen Geschäfte wurden von fünf oder sechs Stubenmädchen und einigen Waschfrauen versehen, welche Letztere nie in den obern Stock des Hauses kamen. Zu diesem Allen gehörten dann noch die Knaben und kleineren Mädchen, welche an den häuslichen Geschäften, d. h. an dem Müßiggang, der Schlemmerei, den Lügen und dem Gebrauch des Branntweins, Theil nahmen.

Als ein Beitrag zur Charakteristik des russischen Lebens in damaliger Zeit wird es nicht uninteressant sein, einige Einzelheiten über den Gehalt der Dienstboten zu erfahren. Jeder männliche erwachsene Dienstbote erhielt sieben Franken des Monats für seine Beköstigung, jede Frau sechs Franken, jedes Kind drei. Die Dienstboten bildeten unter sich „Artels“ d. h. sie associirten sich in zwei oder drei Gruppen. Feuer, Wasser und die Hülfe der Frauen von unten (der Wäscherinnen) war ihnen gewährt. Was mich wundert, ist: daß ich mich keiner besonderen Klagen in dieser Beziehung erinnere, obgleich es beinahe unmöglich scheint, von sieben Franken des Monats zu leben. Die Gehalte waren nicht reichlicher, der höchste Satz stieg bis zu hundert und zwanzig Franken, der geringste betrug fünf und dreißig. Die Knaben hatten bis zu ihrem achtzehnten Jahr gar keinen Gehalt. Alle bekamen außerdem Hemden, Servietten, Bettwäsche, Decken, die ganze Kleidung, als Mäntel, Hüte 2c. ausgenommen die Stiefeln, welche nur die erhielten, die keinen Gehalt bekamen. Einige Franken wurden noch hinzugefügt für das Bad, für Seife und für die Andacht! Kurz: im Durchschnitt betrug der Unterhalt eines Mannes die Summe von dreihundert bis dreihundert funfzig Franken; wenn man dann noch eine

kleine Zugabe für den Arzt, die Arznei, für die Unterhaltung von Frau und Kind hinzurechnet, so machte es im Ganzen die Totalsumme von vierhundert Franken. Das ist ungefähr der dritte Theil von dem, was ein Diener in London oder Paris kostet.

Die Sclavenhalter lieben es großen Werth auf die Versicherungsprämien, welche die Sclaverei austheilt, zu legen, d. h. auf das Stück Brod für die alten Tage und ein Obdach irgendwo auf dem Lande; diese Wohlthat wird aber völlig vernichtet durch die Prämie des Schreckens, durch die Furcht vor den Strafen, durch die Unmöglichkeit, jemals von dem Orte wieder wegzukommen, durch die absolute Abhängigkeit von dem Willen des Herrn und durch die immer über ihnen schwebende Möglichkeit noch schlechter gehalten zu werden.

Es giebt freilich Naturen, die für das Vorzimmer geboren scheinen, die sich darin fühlen wie der Fisch im Wasser, deren Fähigkeiten nie zu anderem Gebrauch geweckt worden sind, die sich in der Ausübung ihrer Amtspflichten gefallen und sie als Künstler vollziehen.

Wir hatten einen Diener, der in dieser Beziehung sehr interessant war. Es war ein alter Lakei, Johann Bakei mit Namen. Von hohem Wuchs,

eine wahre Athletengestalt, mit einem ernsten und bedeutungsvollen Ausdruck in seinem breiten Gesicht, das von prächtigem weißem Haar umgeben war, schien er beständig in Nachdenken versunken und dachte doch niemals Etwas. Niemand in der Welt war besser geeignet als ein Argument gegen die Apostel der Mäßigkeitsideen zu dienen als er; mehr als sechszig Jahre alt, war er doch stark und aufrecht, obgleich er fortwährend Wein trank und oft sehr betrunken war. Er erfüllte seine Pflichten mit großer Feierlichkeit; er öffnete und schloß die Thüren, nahm die Mäntel ab und hing sie wieder um, bat die Besucher, in den Salon einzutreten, sagte, daß Seine Gnaden nicht zu Hause seien, mit solcher Kunst, daß sie nur das Resultat langer anhaltender Studien sein konnte. Niemand verstand es so wie er, den Wagentritt herunterzulassen, hinten auf den Wagen zu springen, ernst und unbeweglich dazustehen und den Kutscher und Vorreiter nachdrücklich zurechtzuweisen.

Seine liebste Beschäftigung und sein größtes Vergnügen zu Hause war: die Knaben in der Kunst des Dienens zu unterrichten. So lange er nüchtern war ging das sehr gut, aber einmal vom Wein erhitzt, wurde er pedantisch, grob und tyrannisch. Ich unternahm es zuweilen, meine Kameraden zu ver-

theidigen, aber meine Autorität hatte gar keine Wirkung auf den römischen Charakter Bakei's; gewöhnlich wurde er ärgerlich über meine Bemerkungen, und dann pflegte er die Thür des Wohnzimmers zu öffnen und zu sagen: „Ihr Platz ist nicht hier, junger Herr, gehen Sie in das Wohnzimmer, sonst werde ich Sie hineintragen und Ihren Herrn Vater sagen, daß Sie, anstatt hinter Ihren Büchern zu sitzen, sich im Vorzimmer umhertreiben."

Wenn die Knaben das Vorzimmer verließen, richtete der Alte seine Verfolgungen gegen seinen einzigen Freund, einen großen Neufundländer-Hund meines Vaters, welchen er wusch, bürstete, fütterte und liebte wie sein eigenes Kind. Wenn er allein war, rief er den Hund vom Hof herein, setzte sich zu ihm hin und fing eine Unterhaltung mit ihm an, ungefähr in folgender Art: „Siehst du, wie dumm du bist? warum bleibst du denn bei solch einer Kälte im Hof, während hier ein gutes warmes Zimmer ist? willst du mir antworten?" und dann zog er des Hundes Ohren. Macbeth liebte dies nicht und knurrte. Das ärgerte Bakei und er überhäufte ihn mit Vorwürfen über seine Undankbarkeit. „Was soll das Knurren heißen? es ist doch wahr, ein Hund bleibt ewig ein Hand — du zeigst mir die Zähne? ha du! wenn ich nicht wär', hätten die Flöhe dich

schon längst aufgegessen!" darauf nahm er eine Prise Tabak und warf den Rest des Tabaks in die Nase des Hundes. Macbeth, auf's Aeußerste beleidigt, nies'te, erhob seine Pfote und wischte mit äußerster Ungeschicklichkeit von oben über den Kopf her den Tabak aus der Nase; dann wollte er nicht länger im Zimmer bleiben. Bakei öffnete ihm die Thüre, gab ihm einen Fußtritt und rief, fast wüthend, aus: „Elendes Thier!" Dieser Bakei würde ein unbezahlbarer Gegenstand für Gogol gewesen sein. Vor Macbeth's Zeit hatte er eine Hündin, die schon sehr alt war und krank wurde. Bakei legte sie auf sein eigenes Bett, wartete sie über zehn Tage lang, fütterte sie mit eigener Hand und unterhielt sich mit ihr die ganze Zeit. Eines Morgens kam ich in das Vorzimmer, der alte Johann versuchte es, mir Etwas zu erzählen, seine Stimme zitterte, Thränen strömten von seinen Augen, er konnte nicht ein Wort hervorbringen — der Hund war todt. Ist das nicht ein merkwürdiger Fall für das Studium der menschlichen Psychologie?

Aber außer diesen Dilettanten des Vorzimmers, welche traurige Bilder von armen Märtyrern stellen sich meiner Erinnerung dar, von Märtyrern der Knechtschaft! — die Bauern fühlen im Allgemeinen die persönliche Sclaverei weniger; sie verstehen es,

an ihre traurige Lage nicht zu glauben, aber die leibeigenen Diener, im Vorzimmer, hinter den Stühlen ihrer Herren, mit der Schüssel in der Hand, gepudert, gedemüthigt, beleidigt beinahe in jedem Augenblick — für die giebt es keine Täuschung, die können an ihrem Elend nicht zweifeln.

Der Senator hatte einen Koch von besonderem Talent, er war ganz stolz auf ihn. Der Koch arbeitete einige Zeit in der Küche des Kaisers Alexander und wurde später das Oberhaupt der Küche des großen Clubs in Moskau. Er verheirathete sich und wurde reich; der Senator liebte ihn in seiner Art. Aber der Mann fühlte die Kette der Leibeigenschaft um seinen Hals. Er erbot sich fünftausend Franken zu zahlen um frei zu werden, der Senator schlug es ihm ab, versprach ihm aber nach seinem (des Senators) Tode die Freiheit. Der Mann fühlte sich vernichtet, fing an zu trinken und vernachlässigte seine Geschäfte. Der Club entsetzte ihn seines Amtes, er fand eine Stelle bei der Prinzessin T... welche ein glänzendes Haus machte, aber dabei über die Maaßen geizig und kleinlich war. Ihrer Beleidigungen müde, sagte ihr der Koch eines Tages mit einem verächtlichen Lächeln: „Welch' eine kleine und niedrige Seele bewohnt Ew. Hoheit Leib“ („Hoheit“ heißt im Russischen auch: leuchtend, durch-

sichtig.). Die Prinzessin schickte ihn fort und schrieb zugleich dem Senator, um ihn zu verklagen. Der Senator würde sonst Nichts gethan haben, aber als galanter Cavalier ließ er den Koch vor sich kommen, gab ihm einen derben Verweis und schickte ihn hin, die Prinzessin um Verzeihung zu bitten. Der Koch ging, aber nicht zu der Prinzessin, sondern in das Wirthshaus. Im Verlauf eines Jahres hatte er keinen Heller mehr von seinem erworbenen Vermögen und keinen Rock mehr auf seinen Schultern. Er ergab sich dem Trunk in verzweifelter Weise. Seine Frau nahm eine Stellung als Wärterin an. Die Polizeidiener fanden ihn eines Nachts, in Lumpen gehüllt, betrunken auf der Straße und brachten ihn vor den Senator. Dieser sagte Nichts, aber gab ihm ein Obdach; vielleicht regte sich in ihm die Stimme des Gewissens. Der Koch fuhr fort zu trinken. Wir waren damals auf dem Lande, der Senator schickte ihn zu uns, weil er dachte, der Wechsel würde ihm gut thun, aber es war zu spät. Ich sah bei dieser Gelegenheit, welchen concentrirten Zorn und Haß gegen seinen Herrn der Leibeigene in seiner Brust verbergen kann. Der Koch sprach von dem Senator mit knirschenden Zähnen und drohenden Geberden, die bei einem Koch wirklich gefährlich sind. Er fürchtete sich nicht, Alles vor mir zu sa-

gen, denn mich liebte er, und oft sagte er, indem er mir vertraulich auf die Schulter klopfte: „ein edler Zweig auf einem faulen Stamm.“ — Nach des Senators Tode gab ihm mein Vater augenblicklich die Freiheit, aber es war zu spät und hatte keine andere Bedeutung mehr, als die, ihn los zu werden. Er ging gänzlich unter. —

Ich erinnere mich eines anderen Beispiels von der Lage der Leibeigenen. Bei dem Senator lebte als Schreiber ein junger Mann aus einem Dorfe, fünf und dreißig Jahre alt. Der älteste Bruder meines Vaters, der im Jahre 1813 gestorben war, hatte die Absicht gehabt, in seinem Dorfe ein Krankenhaus einzurichten und hatte zu dem Zwecke den jungen Mann, der damals noch ein Knabe war, zu einem Doktor in die Lehre gegeben, um ihn zum Chirurgen zu bilden. Der Doktor fragte um die Erlaubniß, ihn den Vorlesungen der medicinisch-chirurgischen Facultät beiwohnen zu lassen; der junge Mann war nicht ohne Fähigkeiten, er lernte Lateinisch und Deutsch und machte einige gute Curen. Als er fünf und zwanzig Jahre alt war, verliebte er sich in die Tochter eines Officiers, verbarg ihr seine Lage und heirathete sie. Aber das Geheimniß konnte nicht lange unentdeckt bleiben; nach des Herrn Tode erfuhr die Frau mit Entsetzen, daß sie

Leibeigene seien. Der Senator, sein neuer Herr, unterdrückte sie nicht nur nicht, sondern er war sogar sehr für den jungen Tolotschanow eingenommen; die Frau aber gab sich nicht zufrieden, sie konnte ihrem Manne den Betrug nicht verzeihen und verließ ihn endlich heimlich mit einem andern Mann. Tolotschanow mußte sie sehr geliebt haben, er fiel von dieser Zeit an in eine Schwermuth, welche an Tollheit gränzte; er verbrachte die Nächte in Ausschweifungen, und da er keine Mittel hatte, gab er seines Herrn Geld aus. Als er zuletzt sah, daß es nicht länger so fortgehen könnte, nahm er Gift. Es war der 31. December des Jahres 1821. Der Senator war nicht zu Haus, Tolotschanow kam zu meinem Vater, als ich zugegen war und ersuchte ihn, dem Senator zu sagen, daß er das Geld ausgegeben habe, welches in der Casse fehle.

„Bist Du betrunken?“ sagte mein Vater, „geh' und schlafe aus.“

„Ich werde bald schlafen gehn für lange Zeit,“ erwiderte der Chirurg, „und ich bitte Sie nur, nicht mit Verachtung an mich zu denken.“

Der ruhige Ausdruck von Tolotschanow's Gesicht erschreckte meinen Vater, er sah ihn forschend an und fragte: „Was ist Dir? Du sprichst im Delirium?“

„Nichts ist mir, ich habe Arsenik genommen.“

Es wurde zum Arzt geschickt, zu der Polizei, man gab ihm Gegengifte, Milch 2c.; als er anfing, sich schlecht zu fühlen, kämpfte er dagegen an und sagte: „ich schluckte das Gift nicht zu diesem Zweck.“ Als das Gift anfing stärker zu wirken, hörte ich sein Stöhnen und seine Märtyrerstimme, welche die Worte wiederholte: „es brennt! es brennt! Feuer!“ Einer von der Umgebung rieth ihm, nach dem Priester zu schicken, aber er schlug es ab und sagte, daß er genug von der Anatomie wisse, um an kein Leben jenseits des Grabes zu glauben. Gegen Mitternacht fragte er den Regimentsarzt, der bei ihm war, deutsch: wie viel Uhr es sei und dann, sagend: „das ist das neue Jahr, ich gratulire Euch!“ starb er.

Am folgenden Morgen eilte ich in den kleinen Flügel des Hauses, wo die Bäder waren. Dort hatten sie Tolotschanow hingetragen; der Leichnam lag auf einem Tische ausgestreckt, in derselben Kleidung, worin er starb, in einem Frack, ohne Halstuch und die Brust entblößt; seine Züge waren schon merkwürdig entstellt und geschwärzt. Dieses war der erste Leichnam, welchen ich sah; beinahe ohnmächtig verließ ich ihn. Und die Spielsachen und Bilder, welche ich zum neuen Jahr erhielt, er-

freuten mich nicht, ich sah vor meinen Augen das geschwärzte Todtenantlitz Tolotschanow's, und ich hörte ihn rufen: „es brennt, Feuer!"

Die Wirkung dieser traurigen Scenen war übrigens nicht schädlich für mich; im Gegentheil, dem Verkehr mit den Dienstboten verdanke ich die lebhafte Empfindung des Hasses gegen alle willkürliche Gewalt und gegen jede Form der Sclaverei. Oft, wenn meine vortreffliche alte Vera Artamonowna mich recht empfindlich strafen wollte für irgend einen Schelmenstreich, sagte sie zu mir: „das ist Alles gut, aber wenn Sie erwachsen sind, so werden Sie ein Tyrann sein so gut wie die Andern." Glücklicherweise hat sich die gute Alte geirrt. Ich weiß es nicht, ob ich gut bin, aber sicher bin ich nicht wie die Andern. —

Meine zweite Erholung war, wie ich schon gesagt habe, das Lesen. Lesen, ohne Auswahl, ohne System, ist sicher eines der größten Hindernisse für das Studium. Sobald ich eine Sprache verstand, wurde mir das Studium der Sprache selbst gleichgültig, ich fing dann an zu lesen.

Mein Vater und der Senator besaßen eine ziemlich große ausgewählte Bibliothek, die ausschließlich aus den französischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts bestand. Haufen von

Büchern waren den Ratten und dem Schimmel überlassen in einem feuchten Zimmer im Erdgeschoß, wo sie durcheinander am Boden lagen. Carl hatte den Schlüssel zu diesem Zimmer, und ich konnte mir so viele Bücher nehmen, als ich Lust hatte. Ich machte den weitesten Gebrauch davon. Mein Vater glaubte nicht allzusehr an die Gefahr einer solchen Kleinigkeit, er sah darin im Gegentheil einen doppelten Vortheil, einmal, daß ich französisch dabei lernte, und dann, daß ich ruhig in meiner Stube blieb.

Nach zwei oder drei halben Kinderbüchern, welche ich sehr liebte, wie: „Lollot und Fanfon", „Alexis oder das Haus im Walde" ꝛc. fand ich dort unter Anderen wenigstens funfzig Bände französischer Theaterstücke. Außerdem las ich in deutsch die Schriften von Lafontaine und Kotzebue.

Ich glaube nicht, daß im Allgemeinen die Romane einen schlechten Einfluß auf mich hatten. Ich warf mich, wie jeder Knabe meines Alters thun würde, mit Leidenschaft auf die zweideutigen Anspielungen und die unanständigen Stellen, aber sie regten mich wenig auf. Das erste Buch, was mich wirklich leidenschaftlich interessirte, war „die Hochzeit des Figaro", und ich rühme mich dessen, denn es war ein Beweis, daß ich guten Geschmack hatte,

obgleich ich doch erst zwölf Jahre alt war. Cherubim flößte mir eine sentimentale Verehrung ein, so wie auch die Gräfin. Die Scene, in welcher sie den Pagen als Frau verkleiden und dabei das blaue Band, das er auf seiner Brust verborgen hat, entdecken und die andere, in welcher er der Pathe sein Lied vorsingt, bewegten mich tief. Cherubim war meines Gleichen. Ich verstand seine jugendliche, reine Liebe, und ich empfand ein neues, bis dahin ungekanntes Gefühl, etwas zwischen Traum und Wirklichkeit.

Wahrscheinlich würde ich mich darnach gleich verliebt haben, aber es war kein Gegenstand in unserem trübseligen Hause, der ein solches Gefühl hätte einflößen können. Ich erinnere mich nur, daß zuweilen am Sonntag Nachmittag die zwei Töchter eines alten Generals zu uns kamen, von denen die Jüngste, sechzehn Jahre alt, eine frappante Schönheit war. Ich fühlte mich nie ganz frei, wenn sie in das Zimmer trat, ich wagte kaum, sie anzureden, und setzte mich lieber in eine Ecke, von wo ich sie schweigend anschaute, — ihre großen dunkeln Augen und ihre braunen Locken, welche reich über ihre Schultern fielen. Ich bin von jeher eben so zurückhaltend und verschwiegen gewesen in Allem, was meine Gefühle anging, als ich offen und mit-

theilend war in jeder andern Beziehung, und ich sprach daher niemals mit irgend Jemand von Helene. So zog der erste Hauch der Liebe durch mein Herz, ohne je von Jemand gekannt worden zu sein, weder von dem jungen Mädchen noch von Jemand anders.

Außer Beaumarchais interessirte mich auch noch ein anderes Buch ungemein: Göthe's Werther. Ein großer Theil des Romans langweilte mich, und ich eilte, um an der Catastrophe anzulangen, über welche ich bittere Thränen weinte. Im Jahre 1839 in Wladimir fiel mir Werther durch Zufall wieder in die Hände; ich erzählte meiner Frau, wie viele Thränen das Buch mir in meinen jungen Jahren gekostet habe; ich fing an, die letzten Briefe wieder zu lesen, und als ich zu den Stellen von damals kam, wurde mein Auge auf's Neue trübe, meine Stimme zitterte, ich hielt ein und konnte meine Bewegung nicht verbergen. —

Ich kann nicht sagen, daß bis zu meinem funfzehnten Lebensjahr mein Vater besonders streng gegen mich gewesen sei, aber was mir unerträglich war, das waren dieselben Dinge, die das Leben meiner Mutter und das der Dienstboten verbitterten, die ewigen Anforderungen, das Mißvergnügen bei jeder Gelegenheit, die kleinen Kämpfe. Die

ganze Atmosphäre unseres Hauses war zu schwer für einen lebhaften unruhigen Knaben. Auf der einen Seite wurde eine nutzlose und übertriebene Sorge an mich verschwendet in Beziehung auf mein körperliches Wohl, auf der anderen Seite wurde die Gesundheit der Seele gänzlich vernachlässigt. Für meine Diät und um Erkältungen zu vermeiden, gab es die strengsten Verhaltungsmaßregeln, das kleinste Unwohlsein verursachte große Aufregung; im Winter durfte ich nur zwei oder drei Mal in der Woche in die freie Luft hinaus und dann nur im Schlitten oder Wagen, in Shawls, einen Pelzmantel ꝛc. eingehüllt. In unseren Zimmern war die Hitze fast unerträglich, unsere Oefen wurden zweimal des Tages geheizt, wenn die Temperatur unter 17° Reaumur war, dachte mein Vater schon es sei zu kühl. Alles dies hätte ein verweichlichtes schwaches Kind aus mir machen müssen, hätte ich nicht von meiner Mutter eine unüberwindliche Gesundheit geerbt. Meine Mutter hielt alle diese Verwöhnung für sehr überflüssig, und in ihren Zimmern konnte ich thun, was ich wollte und was bei meinem Väter verboten war.

Ich war zwölf Jahre alt, als mein Vater den Versuch machte, mir einen Deutschen zum Begleiter zu geben. Ein Deutscher für Kinder

ist in Rußland ein ganz besonderes Erforderniß. Ein solcher Deutscher ist weder ein Erzieher noch ein Diener. Er giebt weder den Kindern Stunden, noch entkleidet er sie, aber er überwacht ihr Aus- und Ankleiden, und daß sie ihre Stunden nehmen; er sorgt für ihre Gesundheit, führt sie spazieren und spricht allen den Unsinn mit ihnen, der ihm durch den Kopf geht, aber nur deutsch. Wenn ein Erzieher im Hause ist, so ist der Deutsche ihm unterthan, wenn noch ein russischer Begleiter außerdem ist, so ist dieser dem Deutschen untergeordnet. Die Lehrer, die aus unvorhergesehenen Gründen zu spät zu ihren Stunden kommen und früher fortgehen müssen aus Ursachen, die nicht von ihnen abhängen, schmeicheln dem Deutschen, und er fängt an, sich für einen literarischen Menschen zu halten und pedantisch zu werden. Mit vierzehn Jahren gehen die Schüler, um heimlich eine Cigarre zu rauchen, zu dem Deutschen in das Zimmer; er duldet es, denn er hat jetzt schon Hülfsmittel nöthig, um sich auf seinem Platze zu erhalten. Denn um diese Zeit erhält der Deutsche gewöhnlich: Dank, ein Geschenk und seinen Abschied. Wenn er müde ist, mit den Kindern von einem Ende der Stadt zum andern zu wandern, Verweise zu bekommen wegen ihrer Erkältungen oder den Flecken auf ihrer

Kleidung, dann wird der „Deutsche der Kinder“ wieder einfach ein „Deutscher“, fängt einen kleinen Handel an mit „wirklichem“ eau de Cologne, mit Mundstücken von gelbem Bernstein, mit Cigarrentaschen ꝛc. und leistet seinen früheren Schülern zuweilen heimliche Dienste.

Der Deutsche, welchen mein Vater aussuchte, war aus Schlesien und hatte den volltönenden Namen: Jokisch; er war ein stattlicher alter Mann, unwissend und schmutzig, hatte aber einige Kenntnisse von der Agronomie, was, glaube ich, eine der Ursachen war, die meinen Vater für ihn entschieden, denn es war doch ein glücklicher Zufall, meine Erziehung zugleich mit dem Obstgarten von Wassiliewsnöe besorgen lassen zu können. Ich haßte den schlesischen Riesen und ging nur deshalb gern mit ihm spazieren, weil er mir gewöhnlich kleine unanständige Geschichten erzählte, welche ich für das Vorzimmer in's Russische übersetzte.

Herr Jokisch verließ uns aber schon vor Ablauf des ersten Jahres, da er auf einigen Betrügereien hinsichtlich des Gartens ertappt wurde und eben nur dem Schicksal entging, von dem Gärtner erschlagen zu werden, wegen allzu offener Zärtlichkeitsbeweise gegen eine Bauersfrau. Mein Vater schickte ihn sogleich fort und nahm an seine Stelle

einen Soldaten von Braunschweig-Wolfenbüttel. Dieser Letztere war schon in zwei Häusern bei Kindern gewesen, er war ein Kalligraph und sprach französisch, aber er entwürdigte diese Sprache mehr, als er sie verstümmelte, durch seine schlechte Aussprache und seinen Accent. Ich liebte ihn nicht mehr als den Ersten und quälte ihn auf das Furchtbarste. Ich begriff meine Superiorität über ihn, wenn ich ihm nach ungeheuren Anstrengungen die Decimalbrüche und die Regeldetri nicht begreiflich machen konnte. Unglücklicherweise ist in der Seele der Knaben ein gänzlicher Mangel an Mitleid, sie spielen mit den lächerlichen Eigenschaften eines Menschen mit einer wirklichen Herzlosigkeit; ich war so entzückt über die Entdeckung der Dummheit meines Braunschweigischen Jägers, daß ich sie augenblicklich meinem Vater mittheilte, mit welchem ich sonst nicht von solchen Dingen sprach. Um seinen Ruin zu vollenden, erzählte er eines Tages in Gegenwart meines französischen Lehrers, Herrn Bouchot, daß er bei der Schlacht von Waterloo gewesen sei und geholfen habe, die Franzosen in die Flucht zu schlagen. Bouchot wurde finster und protestirte mit einer furchtbaren Prise Tabak, welche er mit großer Heftigkeit einnahm; nachher sprach er nie mehr ein Wort mit ihm und von ihm, nur als von dem

Soldaten „de villain-ton.“ Ich wußte damals nicht, daß dieses Wortspiel von Béranger sei, und konnte nicht aufhören, es zu bewundern.

Endlich verließ auch dieser Camerad Blücher's unser Haus, und mein Vater, ermüdet von den zwei erfolglosen Unternehmungen, machte keine dritte.

Meine Studien gingen indessen, mit oder ohne Deutschen, sehr langsam. Ich hatte vier Lehrer, einen für die Mathematik, einen zweiten für die französische Sprache, den dritten für Russisch, Lateinisch und Geschichte, den vierten für die deutsche Sprache, aber ich machte keine Fortschritte. Ich erfaßte die Dinge mit dem Gedächtniß und mit einer gewissen Kunst der Auffassung, aber ich betrog meine Lehrer, denn ich arbeitete eigentlich nicht. Es versteht sich, daß auch keine eigentliche Oberaufsicht da war. Wenn der Preis für die Stunden bestimmt war, so konnten die Lehrer Viel oder gar Nichts thun, das ganze Jahr hindurch, gerade wie sie Lust hatten, wenn sie nur zur rechten Zeit kamen. Zuweilen wurde auch mit den Lehrern gewechselt. Die letzten waren wirklich gut und ich lernte etwas mehr.

Um die Charakteristik meiner Erziehung zu vollenden, will ich noch einen oder zwei Umstände mehr bemerken.

Mein Vater engagirte einen der Schauspieler des französischen Theaters, Dulés, einen Mann von mehr als funfzig Jahren, um mir Unterricht in der Declamation und im Tanzen zu geben. Mein Partner war entweder Dulés selbst oder ein Stuhl. Ist es da zu verwundern, daß ich den Tanz nie geliebt habe?

Der zweite Umstand ist interessanter. Im Jahr 1826 fügte mein Vater der Zahl meiner Lehrer noch einen fünften hinzu, einen jungen Priester, der mir so viel von der Religion beibringen sollte, als nöthig war für mein Examen auf der Universität. Bei dieser Gelegenheit kam der Katechismus in meine Hände — nach Voltaire — nach Volney. Es giebt kein Land in der Welt, wo die Religion eine niedrigere Stellung in der Erziehung einnimmt als in Rußland, und das ist ein großes Glück. Die Zeit ist gekommen, es offen zu sagen: unser Zeitalter will Laie sein, gänzlich irdisch, d. h. gänzlich real.

Vor diesen Stunden waren meine Ideen über Religion sehr unbestimmt. Mein Vater beschäftigte sich wenig mit göttlichen Angelegenheiten; er sagte, daß es sich gehöre, an Alles zu glauben, was in der Bibel stände, ohne zu urtheilen, denn das Urtheil gehöre nicht für religiöse Gegenstände. Ein

Mensch comme il faut müsse bei der Religion bleiben, in welcher er geboren sei, und ihren Vorschriften folgen, ohne jedoch in Pietismus zu verfallen, welcher sich nur für alte Weiber schicke aber nicht für Männer, die sich mit ernsteren Dingen beschäftigen müßten. Glaubte er wohl selbst? ich glaube so ein wenig, aus Gewohnheit, aus Herkommen und für alle möglichen Fälle. Aber er war weit davon entfernt, die Vorschriften und Förmlichkeiten der griechischen Kirche zu befolgen, er aß niemals die Fastenspeise, fastete niemals, ging selten oder fast nie in die Kirche und verrichtete seine Andacht nur alle vier oder fünf Jahre, wie er sagte, aus Schonung für seine Gesundheit. Wenn der Priester ankam mit dem Weihwasser, schickte er mich oder seinen Kammerdiener, ihn zu empfangen, da er behauptete, daß der Priester und seine Gefährten, der Küster und Kirchendiener, eine solche Menge kalter Luft in ihren weiten Gewändern mitbrächten, daß er fürchte, sich zu erkälten. Auf dem Lande ging er öfter in die Kirche, aber das nur aus Rücksichten gutsherrlicher Politik.

Meine Mutter war lutherisch und daher wenigstens um einen Grad religiöser. Sie ging sicher zweimal in einem Monat in die lutherische Kirche, welche Johann Bakai hartnäckig „die Kirche" nannte,

um zu zeigen, daß er sie für keinen eigentlichen Gottestempel hielt. Ich ging mit meiner Mutter, um die große Orgel spielen zu hören und die Declamation des Predigers zu beobachten. Dort lernte ich den deutschen Predigern nachmachen, ein Talent, welches ich bis jetzt erhalten habe.

Mein Vater befahl mir, jedes Jahr in der heiligen Woche (der Osterwoche) meine Andacht zu verrichten. Die Beichte flößte mir immer einen gewissen Schrecken ein, und im Allgemeinen traf die äußere Form des griechischen Gottesdienstes meine Einbildungskraft, so daß ich stets mit Schauer und Ehrfurcht zum Abendmahl ging; aber es war dies kein religiöses Gefühl, es war die Furcht, die das Unbekannte, das Geheimnißvolle uns einflößt, besonders wenn ihm äußerlich ein ernster und feierlicher Charakter gegeben wird; das ist die Wirkung der Zauberei, der Magie. Wenn ich meine Ostereier und mein geweihtes Brod in der Osternacht gegessen hatte, dachte ich das ganze Jahr nicht mehr an die Religion.

Die Bibel jedoch las ich aufmerksam in der slawischen Uebersetzung und in der Luther'schen und liebte sie sehr. Ich verstand sie nicht ganz, aber ich fühlte ihre Schönheit, und ich ehrte das Buch. Ich erinnere mich nicht, ein Einzigesmal mit Gleich-

gültigkeit die Bibel in die Hand genommen zu haben, und dies Gefühl hat mich durch's Leben begleitet. In verschiedenen Epochen bin ich darauf zurückgekommen, die Bibel zu lesen, und der Inhalt wuchs immer mehr vor meinen Augen, wechselte wie ich selbst, aber gab mir jedesmal eine gewisse Heiterkeit, wenn auch keine ganz glückliche, doch eine friedliche.

Als der Priester anfing mir Stunden zu geben, war er erstaunt, nicht blos über meine allgemeine Kenntniß der Bibel, sondern auch, daß ich ganze Stellen daraus auswendig wußte. Der Priester war ein verständiger Mann, der historische Theil seines Unterrichts gefiel mir sehr gut. Aber Glauben hatte ich nicht. Mein Lehrer wunderte sich über meinen „Dualismus", wie er es nannte. Er sagte oft: „Gott hat Ihren Verstand geöffnet, aber Ihr Herz ist der Gnade verschlossen." Und dabei zuckte er mit den Schultern und war nicht weniger zufrieden mit mir und sagte mit Stolz: „nun, nun, wir wollen sehen, was der ehrwürdige Vater Tornofski beim Examen sagen wird." —

Bald füllte eine andere Religion meine Seele!

Drittes Capitel.

Von 1825 – 1829.

Der Tod des Kaisers Alexander. — Der $\frac{14}{26}$. December. — „Risorgimento“ — Der Schrecken in Moskau. — Der Großfürst Constantin. — Bouchot. — Die Cousine von Twer. — Landleben. — Der Freund.

An einem Wintermorgen kam der Senator früher als gewöhnlich nach unserem Hause, ging in das Cabinet meines Vaters mit einem ganz besonderen Ausdruck im Gesicht und bedeutete mir durch Zeichen, ihm nicht zu folgen. Ich blieb im Saal, verwundert nachdenkend, was er wohl zu sagen haben könnte. Glücklicherweise wurde ich nicht lange in Ungewißheit gelassen. Die gegenüberliegende Thür öffnete sich, und das runde Gesicht von des Senators Lakaien ward sichtbar, eingerahmt in den Pelzkragen seiner reich gestickten Livree. Er winkte mir, ich sprang an die Thür.

„Sie wissen Nichts?“ fragte er.

„Von was?“

„Der Kaiser ist in Taganrog gestorben.“

Diese Nachricht überraschte mich, ich hatte nie zuvor an die Möglichkeit von Alexanders Tod gedacht. Alle diejenigen, die mich von meiner Kindheit an umgaben, hatten eine große Anhänglichkeit an ihn. Ich erinnere mich seiner lebhaft, wie ich ihn das letzte Mal vor einigen Monaten an der Twer'schen Barriere gesehen hatte.

Er war zu Pferd und kehrte langsam von einer Revue zurück, von zwei Generalen begleitet, von denen der eine Diebitsch war. Sein Gesicht war ruhig und mild, er schien müde und nachdenkend. Ich nahm meinen Hut ab, er lächelte und erwiderte meinen Gruß. Wie verschieden von Nikolaus, der stets wie eine halb kahlköpfige Medusa mit den Schlangenlocken aussah. Nikolaus übte in den Straßen und zu Haus, auf die Hofherren und Damen die Gewalt einer Boa Constrictor: das Blut in den Adern derer, die er anredete, erstarren zu machen. Selbst wenn Alexanders Liebenswürdigkeit nur eine angenommene war, so war sie meiner Ansicht nach der frechen Aufrichtigkeit des Absolutismus vorzuziehen.

Während meine Gedanken noch ganz verwirrt waren, während man das Bild des Großfürsten Constantin in allen Läden ausstellte und das Volk in die Kirchen eilte, um ihm Treue zu schwören, verbreitete sich die Nachricht von seiner Abdankung. Derselbe Lakai des Senators, welcher mir die vorige Nachricht mitgetheilt hatte und welcher ein großer Freund von politischen Neuigkeiten war, die er die beste Gelegenheit hatte zu erfahren, indem er aus einem Vorzimmer in das andere ging, benachrichtigte mich, daß in Petersburg eine Insurrection ausgebrochen sei, und daß man auf dem Isaaks-Platze mit Kanonen geschossen habe.

Am nächsten Abend besuchte uns der General Graf Komaroffski. Er kam von Petersburg, wo er ein Zeuge der Insurrection gewesen war. Er erzählte uns die Einzelheiten, und ich hörte staunend zu. Eine neue Welt, obgleich noch unklar und unbestimmt, enthüllte sich meinen Augen.

In wenigen Tagen fing eine Reihe von Arrestationen und Haussuchungen durch ganz Moskau an. Hier verschwand plötzlich ein Bekannter, ohne daß man wußte, wo er hingekommen war, dort wurde ein Anderer nach Petersburg gebracht. Mütter und Frauen zitterten für ihre Söhne und Männer, es herrschte eine allgemeine Bestürzung. Zur

Zeit des Kaisers Alexander hatte sich die Gewohnheit der politischen Arrestationen (die seltenen Fälle wie das Exil Puschkin's nach Odessa und das Labsin's nach Simbirsk waren Ausnahmen) fast ganz verloren. Die geheime Polizei war noch nicht zu einem so furchtbaren Gensdarmeriecorps, zu einer bewaffneten Inquisition organisirt, wie nachher. Sie bestand damals blos aus einer Kanzlei unter der Direction eines kaustischen Franzosen, eines Voltairianers und Lebemannes, Namens de Sanglin. Ich lernte ihn später in Moskau kennen, als er nicht mehr im Dienst war; er war ganz derselbe Mensch geblieben, aber da er der Chef der geheimen Kanzlei gewesen, wurde er verdächtigt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Diese Thatsache giebt einen Maßstab für die Verschiedenheit der Zeiten.

Der Anfang dieser Regierung war von einem düsteren Schatten bedeckt, der von einem gebrochenen Eid, einer blutigen Insurrection und einer großen politischen Verfolgung herrührte. Nikolaus war dem Volke gänzlich unbekannt, während Alexanders Regierung war er Nichts gewesen, man hatte ihn selten genannt. Die Officiere der kaiserlichen Garde verabscheuten ihn wegen seines militärischen Pedantismus und seiner kalten Grausamkeit. Einst, als

er noch Großfürst war, hatte er einen Officier am Kragen gepackt, wegen irgend einer Kleinigkeit. Der Officier sagte sehr ernst: „Vergessen Ew. Kaiserliche Hoheit nicht, daß ich einen Degen habe.“ Der Großfürst trat einen Schritt zurück, aber er vergaß es wirklich nicht. Nachdem er Kaiser geworden war, fragte er mehreremal, ob nicht dieser Officier unter den Verschwörern gefunden worden sei. Darauf nahm derselbe Officier, Graf Samoiloff, seinen Abschied und lebte in Zurückgezogenheit in Moskau. Nikolaus erkannte ihn im Theater und bemerkte, daß er höchst auffallend, fast ans Närrische streifend, angezogen war. Er drückte sogleich seinen allerhöchsten Wunsch aus, ihn lächerlich zu machen. Demzufolge veranlaßte der Theaterdirector einen Schauspieler, die Kleidung und Manieren des Grafen Samoiloff nachzumachen. Der Schauspieler entledigte sich dieses Auftrags in höchster Vollendung. Nach der Vorstellung ging der wirkliche Graf zu dem Director und verlangte eine Unterredung mit dem Schauspieler, indem er erklärte, daß er ihm durchaus keine Unannehmlichkeit machen wolle. Da die Anfrage vor dem Publikum gemacht wurde, fürchtete der Director, Lärm zu erregen, und rief deshalb den Schauspieler. Samoiloff dankte ihm für seine kluge Nachahmung, aber er bemerkte, daß noch eine

Kleinigkeit gefehlt habe, um sie vollständig zu machen und, während er dies sagte, nahm er eine herrliche Diamantnadel, die auf seiner Brust glänzte, und fügte hinzu: „Erlauben Sie mir, Ihnen dies anzubieten, und wenn Ihnen wieder befohlen wird, mich nachzumachen, bitte, so tragen Sie diese Nadel." Darauf verbeugte er sich und ging in seine Loge zurück. Nikolaus, der einsah, daß die Lacher jetzt nicht mehr auf seiner Seite seien, verbot die Wiederholung der Farçe.

Die erste Handlung des jungen Kaisers trug den Stempel seiner ganzen nachherigen Regierung: die unversöhnlichste Verfolgung Aller, die sich nicht unterwarfen, die es wagten, eine Individualität oder einen unabhängigen Charakter zu zeigen. Er richtete seine geheime Polizei ein, unter Benkendorf, die, centralisirt in der Nähe seines Pallastes, ihre Spionirerei durch das ganze Reich ausdehnte. Die Furcht erniedrigte bald nicht nur die Gesellschaft von Petersburg, sondern auch von Moskau. Jedermann argwöhnte einen Spion in seinen Bekannten, seinen Freunden, seinen Dienern, in seinem Arzte; man lernte es, flüsternd zu sprechen oder ganz still zu sein. Niemand, außer den Frauen, wagte es, Mitleid zu zeigen oder ein Wort der Sympathie zu den Verwandten und Freunden zu sagen, denen

man noch gestern die Hand gedrückt hatte, und welche während der Nacht fortgeführt worden waren. Im Gegentheil: es entwickelte sich ein wilder fanatischer Knechtssinn, in Einigen aus Gemeinheit, in Andern aus — was noch schlimmer war — Gleichgültigkeit.

Ja die Frauen allein nahmen keinen Theil an diesem schändlichen Verlassen der Freunde. Frauen allein standen ja auch bei dem Kreuze; Lücile Desmoulins, dieser Engel, die nachher, verzehrt von Gram, selbst ihr Haupt auf den Block legte, verweilte neben der blutigen Guillotine, und auf dem Schaffot drückte George Sand mit theilnehmender Freundschaft die Hand des fanatischen Jünglings Alibaud.

Frauen, die in die Strafcolonien verbannt werden, verlieren alle bürgerlichen Rechte, entsagen dem Vermögen und der bürgerlichen Stellung, um ihr Leben in dem furchtbaren Clima von Ost-Sibirien und unter dem noch furchtbareren Druck der Polizei zuzubringen; Schwestern, welche nicht das Recht hatten mitzugehen, zogen sich vom Hofe zurück, Viele verließen Rußland, beinahe Alle erhielten im Herzen die lebhafteste Anhänglichkeit an die Märtyrer. So war es nicht mit den Männern, die

Furcht vertrieb die Liebe aus ihren Herzen. Keiner wagte von den „Unglücklichen" zu sprechen.

Die erhabenen Beispiele der Prinzessinnen Trubetzkoi, Narischkin und Anderer sind allgemein bekannt; ich will ein noch unbekanntes Beispiel erzählen, welches eine That der heroischsten Hingebung enthält. In einem hocharistokratischen Hause, dem der Familie Iwascheff, lebte eine junge französische Gouvernante. Der Sohn des Hauses liebte sie, wurde wieder geliebt und beschloß, sie zu heirathen. Die Eltern, voller Vorurtheile, waren in Verzweiflung; der Sohn willigte ein, die Heirath aufzuschieben, die junge Dame ging nach Paris zurück. Inzwischen kam der 26. December. Der junge Iwascheff war einer der ersten Verschwörer; er wurde zum bürgerlichen Tode und zur Zwangsarbeit auf Lebenszeit verurtheilt. Sein Vater, um ihm etwas Vermögen zu erhalten, vermachte die Familiengüter einem natürlichen Sohn, den er anflehte, seinem unglücklichen Bruder eine lebenslängliche Rente zukommen zu lassen. Sobald die junge Französin die Schreckensnachricht bekam, eilte sie nach Petersburg und verlangte die Erlaubniß, nach Irkutsk zu gehen. „Zu welchem Zweck?" — „Mein Verlobter ist dort und ich möchte zu ihm." — „Wer ist Ihr Verlobter?" — „Iwascheff." —

Die Sache wurde vor Benkendorf gebracht. Er wagte nicht, sie zu entscheiden, und nachdem er vergebens versucht hatte, die junge Person von dem Gedanken abzubringen, trug er dem Kaiser die Sache vor. Nikolaus befahl, daß man sie mit den Verordnungen über die Behandlung der Frauen der zu Zwangsarbeit Verurtheilten, im Fall diese ihren Männern folgen, bekannt machen solle. Sie verlieren alle bürgerlichen Rechte, selbst das von Sibirien zurückzukehren, wenn sie es wünschen, müssen in demselben befestigten Bezirk leben und sind verpflichtet, im Falle der Noth an der Arbeit der Frauen dort mit Theil zu nehmen. Der großherzige Kaiser ließ ihr zugleich anzeigen, daß, wenn man Rücksichten nehmen könne auf die Frauen, die aus Pflichtgefühl mit nach Sibirien gingen, dies doch durchaus nicht der Fall sein würde mit ihr, die freiwillig hinginge, um einen Verbrecher zu heirathen. Das junge Mädchen bestand auf ihrem Vorsatz, man gab ihr noch drei Tage Bedenkzeit. Sie kam nach drei Tagen und forderte ihren Erlaubnißschein. Der Kaiser zuckte die Achseln und befahl, ihr einen Paß zu geben. Sie ging nach Tscheta, einer Festung, in welcher Iwascheff saß. Die Behörden, die keinen Befehl erhalten hatten, versagten ihr den Einlaß. Sie blieb also in einem

Dorfe, einige Meilen davon entfernt, um die Erlaubniß von Petersburg her zu erwarten. Hier war sie umgeben von einer Bevölkerung gemeiner Verbrecher und entlassener Sträflinge. Unter ihnen traf sie einen Mann an, der in der Festung beschäftigt war, der aber das Vorrecht hatte, aus- und einzugehen. Er war ein Verbrecher, der die Knute und das Brandzeichen erhalten hatte. Die junge Französin hörte, daß er Iwascheff kannte und sie beschwor ihn, demselben einen Brief zu überbringen. Er übernahm den Auftrag und brachte auch die Antwort. Die Hingebung dieser Frau, welche das Herz des Nikolaus ungerührt gelassen hatte, machte einen tiefen Eindruck auf die rauhe Natur des Sträflings. Mehrere Mal in der Woche, wenn er seine Arbeit vollendet hatte, ging er bei Einbruch der Nacht aus der Festung, wanderte einige Meilen weit durch die Schneefelder, durch die trostlosen Einöden des östlichen Sibiriens, um ihr einige Worte der Liebe, von Iwascheff geschrieben, zuzubringen. Endlich kam die Erlaubniß von der Regierung, und diese Unglücklichen wurden in der Festung verheirathet.

Nikolaus hielt Wort: er erwies ihr keine Rücksicht. Aber ihre Geschichte ist noch nicht zu Ende. Zehn Jahre vergingen. Iwascheff's Strafe wurde

von der Zwangsarbeit zum Exil in einer Strafcolonie verwandelt. Die Lage der Ehegatten wurde dadurch verbessert, aber der Kampf hatte die Kräfte der Frau verzehrt, der Kampf, der anfing, als sie die Liebe des Sohnes einer aristokratischen Familie gewann, der dann fortfuhr, als sie einen Gatten unter den Verbrechern suchte und zehn Jahre in einer Festung zubrachte, wo das furchtbare Klima ihre Kraft zu Grunde richtete. Sie starb und hinterließ zwei Kinder. Iwascheff, obwohl noch ein junger Mann, fiel in eine tiefe Schwermuth und folgte ihr nach einigen Monaten in das Grab. Nun denke man sich die Lage der Waisen, ohne bürgerliche Rechte, bei der Geburt verurtheilt, als Soldaten in einer Strafcolonie zu leben, verlassen und freundlos in den Einöden von Sibirien, allezeit zur Disposition der Regierung, die sie zu Soldaten machen konnte, im Falle der Noth.

Iwascheff's Vater war todt. Sein natürlicher Sohn, ein ausgezeichneter Ingenieur-Oberst, erbat als eine G n a d e vom Kaiser die Erlaubniß, diese Kinder annehmen zu dürfen. Nikolaus gewährte sie. Einige Jahre später erbat er als eine zweite Gnade: ihnen ihren Namen und ihre bürgerlichen Rechte zurückzugeben. Was Nikolaus mit solch unerbittlicher Grausamkeit der Prinzeß Trubetzkoi verwei-

gerte, das konnte er, da er den fünften Akt nicht voraussah, dem ausgezeichneten Oberst nicht weigern. Der Oberst gab darauf seinen Neffen ihr ungeheures Vermögen zurück, welches er nur für sie verwaltet hatte. — — —

Meine Aufmerksamkeit war erregt. Ich weiß nicht, wie es kam, aber gleich bei der ersten Erzählung der Ereignisse von Petersburg fühlte ich, daß mein Herz nicht auf Seite derer war, welche die kaiserlichen Kanonen abfeuerten. Die Hinrichtung Pestels und seiner Freunde that das Uebrige. Jedermann erwartete eine Linderung ihrer Strafe. Selbst mein Vater, mit seiner discreten und skeptischen Zurückhaltung, sagte, daß die Urtheile und die Galgen nur bestimmt wären, Schrecken einzujagen, und daß nicht wohl eine Hinrichtung am Vorabend der Krönung Statt finden könne. Aber eines Tages lasen wir in der officiellen Zeitung: „Am fünften Juli, um fünf Uhr Morgens, wurden fünf Verräther durch den Henker öffentlich hingerichtet.“ —

Wir hatten Nikolaus sehr schlecht gekannt! nachdem er die Urtheile unterschrieben hatte, verließ er Petersburg und, ohne in Moskau vorzukommen, erwartete er die ferneren Nachrichten im Petrowskischen Pallast.

Es herrschte ein allgemeines Entsetzen. Das russische Volk, obgleich erniedrigt durch Knechtschaft und die Peitsche, war doch an die Todesstrafe nicht gewöhnt. Seit der monströsen Bestrafung des Officiers Mirowitsch, der auf Katharina's II. Befehl den unglücklichen Prinzen Iwan ermordete, und der Pugatscheff's und seiner zwei Gefährten, war während funfzig Jahren keine einzige Hinrichtung gewesen. Während Paul's Regierung kam ein Kosackenaufstand vor, in den zwei Officiere verflochten waren. Paul beauftragte seinen Hetman mit unbeschränkter Vollmacht, die Verbrecher zu bestrafen. Die zwei Officiere wurden verurtheilt, enthauptet zu werden, aber Niemand wollte die Verantwortung der Ausführung übernehmen, und es mußte dem Kaiser bekannt gemacht werden. „Der Hetman ist ein Narr," sagte Paul, „er hat Vollmacht, aber er möchte das Odium davon auf mich werfen." — Die Verbrecher wurden in die Bergwerke geschickt, und der Hetman wurde seines Amts entsetzt.

Nikolaus — und die Geschichte sollte diesen Zug seines Charakters nicht vergessen — führte die Todesstrafe wieder ein durch eine Ueberraschung und legalisirte sie zwanzig Jahr nachher in einem monströsen Criminalgesetzbuch, von einem Deutsch-Polen, Grube, entworfen und vom Zaren bestätigt.

Einige Tage nach dem merkwürdigen 2. December wurde ein großes „Te deum“ gesungen in einem reichen Pavillon, welcher zu dem Zweck im Kremlin errichtet worden war. Der Metropolit, umgeben von seiner Geistlichkeit, brachte dem gekreuzigten Gott Dankesopfer für die Hinrichtung der gehängten Männer dar. Die kaiserliche Familie, der Senat, die Minister umgaben den Altar, dahinter breiteten sich die Massen der kaiserlichen Garden aus; in dem Augenblick, wo das „Te deum“ gesungen wurde, knieten die Soldaten nieder, ihre Tschakos in den Händen; die Kanonen donnerten von den Höhen des Kremlin, und die Musikbanden von etwa zehn Regimentern spielten: „God save the king.“ — Niemals wurde der Sieg des Galgens so prächtig gefeiert!

Ich war dort mit meiner Mutter. Guter Gott! wie ich damals schon den Schöpfer dieser Feierlichkeit haßte, ihn, dessen Schönheit selbst mit Schrecken erfüllte; ich sah niemals ein Gesicht, das so unbarmherzig den Charakter des Mannes enthüllte. Die rasch zurückweichende Stirn, die einen unbeugsamen Willen und Schwäche der Gedanken verrieth, die Augen ohne Mitleid und ohne Hoffnung, winterliche Augen, die untere Kinnlade, die in eben dem Maße vortrat, wie die Stirn zurückwich, gaben ihm in meinen Augen einen furchtbaren Ausdruck. Ich

glaube nicht, daß er jemals leidenschaftlich ein Weib geliebt hat, wie Paul die Lapuchin und wie Alexander alle Frauen, außer seiner eigenen liebte; nein — Nikolaus war für seine Maitressen Nichts als der „sehr wohlwollende" Souverän.

Im Vatican ist eine neue Gallerie, in welcher Pius VII. eine ungeheure Masse von Statuen und Büsten gesammelt hat, die in Rom und der Umgegend gefunden worden sind. Der Fortschritt im Verfall des römischen Reichs ist auf den Stirnen, Augenbrauen und Lippen dieser Büsten geschrieben. Von den Töchtern des Augustus bis auf die Poppaea stellt sich die allmälige Verwandlung in Loretten dar, und der Typus der Loretten wird nun ein stehender. Der Typus der Männer hat etwas von Antinous und den Hermaphroditen; auf der einen Seite ein sinnlicher und geistiger Verfall, Züge gestempelt durch Corruption, Schwelgerei und Blutdurst ohne edle Stirnen, mager wie Heliogabal, oder mit hängenden Backen wie Galba; dieser Typus ist vortrefflich erhalten in den neapolitanischen Königen. Aber dann ist noch ein anderer Typus, der von Armee-Befehlshabern, in welchem jede Spur der Civilisation und Menschlichkeit verschwunden ist, in welchem Nichts übrig blieb als die Leidenschaft des Befehlens, ein enges Begreifen und kein Herz, —

Mönche des Ehrgeizes, in deren Zügen Strenge und ein harter Wille vorherrschen, — Kaiser der Garden und Herren für ein paar Stunden auf den Thron erhoben durch rebellische Legionen. Unter ihrer Zahl fand ich mehrere Köpfe, die Nikolaus ähnlich sahen, als er ohne Schnurrbart war. Ich verstehe die Nothwendigkeit dieser düsteren und unerbittlichen Wächter bei den Völkern, die am Delirium sterben, was aber haben sie bei jugendlich kräftigen Staaten zu schaffen? —

Obgleich ich Tag und Nacht mit politischen Grübeleien beschäftigt war, waren meine Ideen doch noch sehr unentwickelt und bis zu dem Grade verwirrt, daß ich mir ernstlich einbildete, der Petersburger Aufstand hätte unter anderen Zwecken auch den gehabt, den Cesarewitsch auf den Thron zu setzen, nur mit beschränkter Macht. Daher kam meine Verehrung für diese außerordentliche Person, die beinahe ein Jahr lang dauerte. Er war viel populairer als Nikolaus, obgleich er dem Volke keine Wohlthat erzeigt hatte, und wurde mehr von den Soldaten geliebt, obgleich er sie oft schlecht behandelt hatte. Es war dies eine Laune des Volks. Er schien alle seine Fehler durch seine Abdankung gut gemacht zu haben.

Ich sah ihn bei einer Revüe, den Tag nach

der Krönung des Nikolaus. Er begleitete seinen Bruder in den Palast und in die Cathedrale. Seine Stirn, die nie frei von Falten war, hatte einen düstern Ausdruck. Er trug die litthauische Uniform, und man kann sich vorstellen, daß mein Held, mit seinen hohen Schultern, seinem vorgestreckten Kopf und seiner aufgeworfenen Nase, mich nicht durch seine Schönheit einnahm. Seinen Typus fand ich nicht im Vatican. Ich würde ihn den Garschinski-*) Typus nennen, wenn ich nicht später den König von Sardinien gesehen hätte.

Es ist leicht zu verstehen, daß die Einsamkeit mir jetzt mehr als jemals eine Last war; ich bedurfte Jemand, mit dem ich von meinen Gedanken und Visionen sprechen konnte, um sie zu berichtigen oder zu bestätigen. Ich war zu stolz, mich selbst als einen „Malcontenten“ zu betrachten, um entweder still davon zu sein oder es ohne Wahl Jemand anzuvertrauen. Ich habe es anderswo gesagt, daß ich, ein Knabe von vierzehn Jahren, verloren in den Massen, vor diesem mit dem Blute der Opfer befleckten Altare schwur: die Märtyrer zu rächen und mich selbst dem Kampfe mit diesem Thron, diesem Altare, diesen Kanonen zu weihen. Ich habe Nichts

*) Ein Dorf, in welchem Paul zu leben pflegte.

gethan: der Thron, der Altar, die Kanonen sind noch auf ihrem Platze, aber ich bin auch noch auf meinem Platze und halte noch dieselbe Fahne, die ich nie verlassen habe.

Einige Tage nach dem „Te deum" aßen wir mit einem verabschiedeten Husarenobrist zusammen, der ein ungeheures Vermögen erworben hatte durch eine alte Erbin, deren Herz' durch seine Schönheit und athletische Gestalt gewonnen worden war. „Warum klagen die Menschen denn um diese Hunde, die man gehängt hat?" sagte er. „Ich würde sie Alle, ohne das geringste Mitleid, haben Spießruthen laufen lassen bis zum Tode." — Ich fühlte, daß das Blut in meine Wangen schoß, und ich sagte mit zitternder Stimme und Thränen in den Augen: „So giebt es doch also wirklich Menschen, die schlimmer sind als die Henker! wie gut, daß Sie keine Macht haben hängen zu lassen, Sie würden selbst Araktschejeff schaudern gemacht haben."

„Was sagen Sie von dem jungen Manne?" erwiederte der Oberst bleich vor Wuth, „das ist vielversprechend." Drei oder vier Personen waren hierbei anwesend, aber ich muß zu ihrer Ehre sagen, daß Keiner einige Sympathie mit dem fleischfressenden Kämpfer zeigte.

Dies war mein erster revolutionairer Ausbruch.

Mein Vater war nicht zugegen und hörte Nichts davon. So ging es diesmal ohne Folgen vorüber.

Die erste Person, mit der ich von den Gedanken, die mich beschäftigten, sprach, war mein russischer Lehrer. Er war jung, edeldenkend und erfüllt von dem unbestimmten, unklaren Liberalismus, welcher schwindet mit der Hochzeit, mit dem ersten grauen Haar, mit der Erlangung einer festen Stellung, aber welcher dennoch, während dem er existirt, den Menschen adelt. „Gebe Gott," sagte er zu mir, „daß Sie diesen Gesinnungen nie untreu werden," und nun fing er an, mich Fragmente von Puschkins und Ryleieffs Liedern kennen zu lehren, welche ich aufschrieb, wenig ahnend, daß dreißig Jahre später ich, ich zuerst, sie würde drucken lassen. Ich las keine Romane mehr. Ich fand in der Bibliothek eine Geschichte der französischen Revolution, von einem Legitimisten des Kaiserreichs geschrieben. Die Uebertreibungen waren so absurd, daß sie mir verdächtig wurden. Entschlossen um jeden Preis mir ein selbstständiges Urtheil zu verschaffen, beschloß ich Bouchot zu befragen, meinen französischen Lehrer, der während der Revolution in Paris war. Bouchot war ein rauher Mann, nicht sehr geneigt, sich mit mir zu unterhalten. Er dictirte Verse, conjugirte Zeitwörter, stampfte den Boden mit seinen

Füßen und forderte meine Fragen keineswegs heraus.

Endlich faßte ich Muth, und da ich ihn in ungewöhnlich guter Laune sah, sagte ich plötzlich, mitten in einer Stunde: „Ach Herr Bouchot, ich habe Sie schon lange einmal fragen wollen, warum man Ludwig XVI. guillotinirt hat?“

Der alte Mann sah mich forschend an, zog die eine Augenbraue in die Höhe und senkte die andere, schob seine schwerfällige Brille auf der Nase zurecht, nahm ein blaues Taschentuch aus der Tasche und, nachdem er sich heftig geschnäuzt hatte, sagte er in einem scharfen Ton: „Weil er ein Verräther am Vaterland war!“

„Und wenn Sie einer der Richter gewesen wären, würden Sie das Urtheil unterschrieben haben?“

„Mit beiden Händen!“ antwortete er und nahm eine Prise Tabak. Die Stunde war manche Participien und Conjugationen werth!

Ich war nun aufgeklärt. Man hatte offenbar Recht gehabt, den König zu guillotiniren. Bouchot selbst hatte es gesagt! — Bouchot liebte mich anfänglich nicht wegen meiner orthographischen Fehler, und er sagte oft: „aus Ihnen wird Nichts, Sie sind gedankenlos.“ Aber als er meine Fähigkeit für königsmörderische Ideen bemerkte, wurde er nach-

sichtiger, erzählte mir oft Episoden von 1793 und sagte mir, daß er Frankreich verlassen habe, als „die Schlechten die Oberhand hatten," das hieß soviel als: nach dem neunten Thermidor. Er war noch fortwährend böse über meine Schreibfehler, aber er sagte doch: „Ich dachte immer, es würde Nichts aus Ihnen, aber ich glaube jetzt, Ihre guten Gefühle werden Sie retten."

Bestärkt durch die Beistimmung meiner beiden Lehrer, fühlte ich mich selbst einen Verschwörer „in spe," und ich verlangte nur darnach, meine Ideen einem jungen Gefährten und Freunde mittheilen zu können. Meine Einsamkeit wurde mir beinahe unerträglich. Der Freund sollte bald gefunden werden.

Im Gouvernement Twer lebte eine Enkelin von meines Vaters ältestem Bruder, mit welcher ich von Kindheit an bekannt war, und welche ich innig liebte. Sie war fünf Jahre älter als ich, aber sie war so klein von Gestalt und so kindlich von Aussehen, daß ich den Unterschied der Jahre vergaß. Sie kam einmal im Jahre mit ihrer Tante nach Moskau, entweder um die Weihnachtszeit oder um den Karneval dort zuzubringen. Wir waren große Freunde; ich glaube, sie bemitleidete mich wegen meiner großen Einsamkeit und Isolirung und behandelte mich deshalb mit mehr Achtung und Aufmerksamkeit als

Andere, d. h. sie wunderte sich nicht bei jedem Wiedersehen, wie groß ich geworden sei, und fragte mich nicht jedes Mal, ob ich die militärische Laufbahn ergreifen wolle; sie sprach frei mit mir, wie ebenbürtige Leute miteinander sprechen, ohne deshalb einen gewissen belehrenden Ton zu verlieren, den junge Mädchen gern mit Knaben annehmen, die jünger sind als sie selbst. Ich unterwarf mich willig dieser freundlichen Autorität, aber fünf Tage im Jahre waren sehr wenig für einen vertrauten Umgang; wir correspondirten zwar, aber Briefe sind zuletzt doch auch Nichts als wieder Papier, als wieder der Schultisch mit seinen Dintenflecken und Illustrationen, die mit dem Federmesser ausgeschnitten sind. Ich hätte sie immer sehen mögen, mit ihr über meine neuen Ideen sprechen, und ich war daher entzückt, als ich hörte, daß die Cousine im Februar (1826) kommen und einige Monate bei uns bleiben würde. Ich schnitt die Zahl der Tage, die noch bis zu ihrer Ankunft vergehen mußten, mit dem Messer in meinen Tisch ein und brachte einen nach dem andern wieder weg, indem ich vorsätzlich manchmal mehrere vergaß, um sie dann bedeutend vermindert zu finden. Und obgleich die Zeit entsetzlich lang schien, so ging doch der Termin vorüber, ein neuer ward angesetzt, und auch der ging vorüber, wie es zu gehen

pflegt. Als ich eines Abends mit meinem russischen Lehrer in meinem Studirzimmer saß und dieser, wie er zu thun gewohnt war, jede Phrase mit einem Schluck sauren „Kwaß“ begleitend, mir den „Hexameter“ vordemonstrirte und mit einem furchtbaren Lärm der Füße, der Stimme und der Hände jeden Vers der Iliade begleitete — da — auf einmal knisterte der Schnee im Hofe wie von der Berührung eines Schlittens, kleine Schellen klingelten und mischten sich mit Stimmen im Hofe — ich, mit flammendem Gesicht, ließ hinter mir den Zorn des „Achilleus des Peleiden Sohn“ und stürzte die Treppe hinunter in das Vorhaus, wo die Twersche Cousine, eingehüllt in Pelze, Shawls, Mützen und Tücher, mit weißen haarigen Stiefeln, mit von der Kälte und vielleicht auch von der Freude gerötheten Wangen, mir in die Arme sprang.

Gewöhnlich erinnern sich die Menschen ihrer ersten Jugend, ihrer vergangenen Leiden und Freuden, mit einem Lächeln der Herablassung, als wollten sie sagen: „Kindereien!“ als ob sie später besser wären oder stärker fühlten! Kinder nach drei Jahren verachten ihre früheren Vergnügungen und werfen ihr Spielzeug bei Seite, sie wünschen älter zu sein, ihr schnelles Wachsthum zeigt sich an ihren Aermeln, ihren Röcken, den Seiten ihrer Schulbücher, und

es scheint, daß sie erst in späteren Jahren verstehen lernen, daß die Kindheit mit den zwei oder drei Jahren der Jugend in sich selbst vortrefflich, in sich selbst vollständig, am meisten unser ist, und daß sie nicht nur vielleicht den Theil unseres Lebens bilden, der am wichtigsten ist für sich selbst, sondern auch entscheidend für die Zukunft.

So lange der Mensch mit raschen Schritten vorwärts geht, ohne anzuhalten, ohne zu überlegen, so lange er noch an keinem Abgrund angelangt ist, noch den Hals nicht gebrochen hat, so lange schaut er nur vorwärts in die Zukunft, läßt die Vergangenheit und macht sich keine Sorgen um die Gegenwart. Aber wenn die Erfahrung die Blüthen des Frühlings gepflückt und die Sommerhitze gekühlt hat, wenn er sieht, daß das wirkliche Leben vorüber und nur der Rest übrig geblieben ist, dann wendet er sich zurück zu den warmen, den rosigen Erinnerungen der ersten Jugend.

Die Natur mit ihrer ewigen List und ihrer ökonomischen Schlauheit überläßt dem Menschen die Jugend, aber den fertigen Menschen nimmt sie für sich in Anspruch, sie reißt ihn mit fort, und verwickelt ihn in die Beziehungen der Gesellschaft und der Familie, die zum größten Theil nicht von ihm abhängen. Freilich giebt er seinen Handlungen den

Stempel seines eigenen Charakters, aber er gehört sich selbst viel weniger mehr an, das lyrische Element der Individualität ist geschwächt und daher sind die Gefühle und die Fähigkeit der Freude, — kurz Alles — viel schwächer, ausgenommen: der Geist und der Wille.

Jetzt, wo ich nicht mehr mit beschleunigtem Schritte vorwärts kann ins Leben, wo ich, gebrochen und gedemüthigt, an unübersteiglichen Abgründen angekommen bin, jetzt liebe ich es, vor diesen halben Träumen der Jugend still zu stehen.

Das Leben meiner Cousine war auch nicht von Rosen umgeben gewesen. Sie hatte ihre Mutter verloren, als sie noch sehr jung war. Ihr Vater war ein leidenschaftlicher Spieler, er verlor sein Vermögen mehrere Male, gewann es wieder und endigte mit völligem Ruin. Die letzten Reste seines Vermögens wurden dazu angewendet, um ein Gestüte zu organisiren, welches nun seine Leidenschaft wurde und ihn völlig absorbirte. Seine Tochter, als sie von der Schule zurückkehrte, fand sich als absolute Herrin des Hauses. Sie hatte einen Bruder, der bei seinem Regiment ein noch wüthenderer Spieler war als sein Vater und mit der Schnelligkeit eines Pfeils seinem Ruin zuging.

Plötzlich verheirathete sich der Vater, mit funfzig

Jahren, ohne die geringste Nothwendigkeit, mit einer Dame, auch von reifem Alter, dazu sehr gelehrt, eine der ausgezeichnetsten Schülerinnen des Smolnoischen Klosters. Ich begegnete niemals einem vollkommneren Typus von der Erziehung junger Damen in dieser Anstalt von Petersburg. Sie war eine der ersten Schülerinnen dort gewesen, und später wurde sie selbst Vorsteherin der Classe; mager, blond, kurzsichtig, hatte sie schon in ihrer Erscheinung etwas Didaktisches und Belehrendes. Weit entfernt des Verstandes zu ermangeln, hatte sie einen eisigen Enthusiasmus, redete in stereotypen Phrasen von Hingebung und Pflichtgefühl, stellte sich, als ob sie alle Sinnlichkeit hasse, wußte die Chronologie und Geographie auswendig und entfaltete ihre Errungenschaften im Französischen mit verzweifelter grammatikalischer Richtigkeit. Zu diesen Attributen, gleich charakteristisch für alle „die Studenten in gelben Shawls," wie Puschkin sie nennt, fügte sie noch andere Vollkommenheiten hinzu, welche den Ufern der Newa und der Nähe des Winterpalastes entsprechen. Sie schlug die Augen gen Himmel, wenn sie von ihrer „gemeinsamen Wohlthäterin und Mutter," der verwittweten Kaiserin, sprach, sie ließ ahnen, daß sie eine geheime Leidenschaft für den Kaiser Alexander habe und trug einen Ring oder ein Medaillon mit seinem Portrait

und der Unterschrift: „Er hat sein wohlwollendes Lächeln wieder angenommen.“ —

Man kann sich leicht die Harmonie denken, die zwischen diesem Trio herrschte; ein Vater, Spieler, Liebhaber von Pferden, Festlichkeiten, Zigeunermädchen, Wettrennen und Unterhaltungen jeder Art, ein junges Mädchen, die, mehrere Jahre sich ganz selbst überlassen geblieben, unabhängig geworden war wie eine Wilde, und ein altes Mädchen, welches sich plötzlich aus dem erhabenen Charakter einer gelehrten Person in eine junge Frau verwandelt hatte. Sie liebte natürlich ihre Stieftochter so wenig, wie diese sie liebte. Ueberhaupt ist keine Freundschaft möglich zwischen einem jungen Mädchen von siebzehn Jahren und einer Frau von fünfunddreißig, außer wenn diese ihr Geschlecht vergißt. In diesem Falle hatte die Stiefmutter gerade erst angefangen das ihre anzunehmen. Ich finde nichts Besonderes in der gewöhnlichen Abneigung der Stieftöchter gegen ihre Stiefmütter, es ist ein natürliches und moralisches Gefühl. Eine neue Heirath ist ein zweites Begräbniß. Die Person, die als eine zweite Mutter eingeführt wird, dieses frappante Vergessen der wirklichen Mutter, dieses Ausfüllen des Platzes ohne Aufrichtigkeit, ruft natürlich eine Abneigung in den Kindern hervor. Kindesliebe zeigt sich vielleicht

nie mehr als gerade in diesem Gefühl, welches dem Kinde zuflüstert: Deines Vaters Gefährtin ist nicht Deine Mutter! Die christliche Lehre mit ihrer übertriebenen Ansicht von der Ehe und der Unsterblichkeit hat sehr wohl verstanden, daß es keine Scheidung giebt und daß eine zweite Heirath eine Absurdität ist, aber, indem sie der irdischen Welt eine Concession nach der anderen machte, segnete die Kirche auf Erden eine neue Mutter ein, während sie die Unsterblichkeit der ersten in einer anderen Welt versicherte. Solch ein Unsinn drängt sich der natürlichen Logik der Kinder auf, welche sich in der Einfachheit ihrer Herzen gegen die fromme Albernheit und kanonische Inconsequenz auflehnen.

Ebensosehr ist aber die Frau, welche, wenn sie aus der Kirche tritt, gleich eine Familie bereit findet, in einer verlegenen und ungeschickten Stellung. Sie hat Nichts gemein mit den Kindern, welche so auf einmal ihre eigenen werden, sie muß heucheln oder ein Gefühl anstacheln, welches keine reelle Basis hat, um zu einem falschen und absurden Gefühl zu gelangen: demjenigen, ihre eigenen Kinder nicht mehr zu lieben als die einer anderen Frau!

Demzufolge bin ich weit davon entfernt, sowohl meine Cousine als ihre Stiefmutter anzuklagen, daß sie sich ehrlich einander verabscheuten. Ich ver-

stand vollkommen, wie ein junges Mädchen, die ganz ihren eigenen Willen gehabt und gar keine Disciplin gekannt hatte, sich jetzt unglücklich fühlte und vielleicht sogar ungerecht war gegen ihre Stiefmutter mit den Professoren-Gewohnheiten. Der Vater, indem er älter wurde, ward mehr und mehr von seinem Weibe beherrscht, das junge Mädchen wünschte lebhaft, das väterliche Haus wenigstens für einige Zeit zu verlassen. Meine Mutter, welche sie sehr liebte, erhielt nach langen Schwierigkeiten meines Vaters Erlaubniß, sie in unser Haus einzuladen.

Den Tag nach ihrer Ankunft veränderte die Cousine, die Stunden ausgenommen, gänzlich die Ordnung meiner Beschäftigungen mit einer absoluten Autorität; sie ordnete eine Zeit an für gemeinschaftliches Lesen, schloß die Romane mit einiger Zurechtweisung aus, und wählte: die „Reisen von Anacharsis" und die „allgemeine Geschichte" von Segur. Von einem stoischen und moralischen Gesichtspunkt aus unterbrach sie auch meine geheime Gewohnheit, Tabak in Papier gewickelt (eine Erfindung von Cigaretten damals von mir gemacht) zu rauchen. Glücklicherweise war sie nicht allzustreng; sie las mit mir die Novellen von Zschokke anstatt des archäographischen Romans und schickte selbst heimlich den Knaben des Hauses, um kleine Pasteten zu kaufen

und eine Art kalten Puddings, welchen wir sehr liebten, und welcher streng nach meines Vaters hygienischen Vorschriften verboten war.

Alles zusammen genommen war meiner Cousine Einfluß auf mich ein sehr guter; ein Element der Zärtlichkeit und Wärme drang in meine Seele ein, und bewahrte meine Gefühle, deren Entwickelung begonnen hatte, vor der kalten Verachtung in meines Vaters Temperament. Ich lernte aufmerksam sein, Andere achten, mich fürchten, Jemand durch ein Wort oder eine Vernachlässigung zu verletzen. Ich schätzte sie als ein höheres Wesen; sie, enthusiastischer als ich selbst, sagte mir eine außerordentliche Zukunft voraus und, mit der schrecklichen Selbstliebe von Kindern, sah ich in mir selbst einen zukünftigen Brutus oder Fabricius. Die Cousine seufzte in der Stille für einen schönen jungen Husaren-Offizier, und ich allein wußte dies. Es war ein wirkliches Geheimniß, denn der schöne Husar hat es nie gewußt. Ich weiß wirklich nicht genau, ob ich ihn beneidete, wahrscheinlich ein wenig, aber die Jugend ist bereit zu übertriebener Hingebung, und außerdem fühlte ich mich sehr geehrt durch meiner Cousine Vertrauen. Ich dachte mir noch dazu, es sei eine jener heroischen Leidenschaften, welche in den Romanen vorkommen und in tragischen

Conflikten endigen. Ich gedachte, der Freund, der Bruder, der Tröster zu sein, wenn diese Katastrophe eintreten sollte.

In der Zwischenzeit machte ich allerlei Schelmenstreiche, die nicht ganz zu der Rolle eines melodramatischen Freundes paßten. Meine Cousine brachte ein Federballspiel mit und spielte fortwährend mit demselben Schläger, der durch eine Stecknadel bezeichnet war; dies quälte mich sehr, und eines Morgens steckte ich die Nadel in den anderen Schläger, mit dem sie nun spielte, ohne die Verwechslung zu bemerken. Zwei Wochen später erzählte ich ihr, was ich gethan hatte, sie erröthete, Thränen kamen in ihre Augen, und sie ging in ihr Zimmer. Ich war entsetzt; und nachdem ich eine halbe Stunde in größter Angst gewartet hatte, ging ich zu ihrem Zimmer, die Thür war verschlossen, ihr Mädchen sagte, sie sei krank, ich klopfte an die Thür, meine Cousine rief: „Ich will dich nicht sehen, du bist nicht mein Freund, du bist ein herzloser Knabe, geh!" — Ich war erstarrt; ich schrieb einen Brief, in welchem ich sie beschwor, mir zu verzeihen, und ihr Besserung versprach. Ich dachte wirklich, ich hätte ein furchtbares Verbrechen begangen.

Nach dem Thee verzieh sie mir, ich küßte ihre Hand mit Thränen, und sie umarmte mich. Die Wichtigkeit der Geschichte bestand in dem folgenden

Umstand: eines Tages hatte der schöne Husar in ihres Vaters Hause mit ihr Federball gespielt; es war sein Schläger, den sie mit der Stecknadel bezeichnet hatte, und sie gelobte, nie mit einem andern zu spielen.

Sie blieb bei uns bis zum Herbst. Dann schrieb ihr Vater, daß es Zeit sei, nach Hause zu kommen, und daß er ihr erlauben wolle, den folgenden Sommer auf dem Lande mit uns zuzubringen. Es war nichts zu machen, wir mußten scheiden. Wir erwarteten den furchtbaren Tag mit einer Art Schrecken. An einem häßlichen Oktobertage kam ihres Vaters alte „Britschka" an, die Dienstmädchen brachten die Kasten, Koffer und Vorräthe herbei, welche letztere für eine Woche ausgereicht haben würden, obgleich die Reise kaum zwei Tage in Anspruch nahm, Jedermann nahm Abschied von der Cousine auf der Treppe und im Hausflur. Wir umarmten einander, sie weinte und ich auch. Der Wagen fuhr fort, bog um die Ecke, wo wir unsere Pasteten zu kaufen pflegten, und verschwand. Ich stand eine kleine Weile im Hofe, es war so kalt und trübe da; ich ging in mein Zimmer, da war es auch abscheulich kalt und einsam; ich fing an mich auf meine Stunden vorzubereiten, aber meine Gedanken waren abwesend, und ich fragte mich alle Augenblick: wo ist sie nun? ist sie schon zum Stadtthor hinaus oder noch

nicht? und ich fing an, den Zeitraum zu berechnen, der bis zu ihrem ersten Briefe vergehen würde. Ich fand jedoch Beruhigung in dem Gedanken, daß wir nächstes Jahr im Juni uns wiedersehen und einige Zeit zusammen auf dem Lande verleben würden.

Werden wir dieses Jahr nach Wassiliefsnoe gehen oder nicht? Diese Frage beschäftigte mich vom Anfang des Frühlings an. Jedes Jahr sagte mein Vater, daß wir früh im Mai gehen würden, daß er noch einmal die Bäume in Blüthe zu sehen wünsche, aber wir gingen nie vor Juli, und zuweilen wurde es so lange verschoben, daß wir gar nicht gingen. Er schrieb dem Starost im März, das Haus in Stand zu setzen, die Oefen zu heizen, aber das geschah nur in der Absicht, den Starost fortwährend in der Erwartung der Ankunft seines Herrn zu halten und folglich seine Thätigkeit zu verdoppeln.

„Es scheint doch, daß wir diesmal gehen, der Vater sprach gestern ernstlich davon mit dem Senator!“ doch vergehen noch viele Wochen ohne daß etwas vorrückt. Nach und nach wird die Abreise doch gewisser; Vorräthe werden weggeschickt, Zucker, Thee, Wein, Reis 2c. — dann kommt wieder eine Pause; endlich ergeht der Befehl an den Starost: an einem bestimmten Tage eine bestimmte Anzahl Pferde zu senden — so ist es also entschieden — wir gehen! wir gehen!

. Ich dachte zu der Zeit nicht darüber nach, welche schwere Last es für den Bauer war, zur Zeit der Arbeit, in der Mitte Sommers, mit einem Dutzend Pferde auf vier Tage wegzugehen. Ich eilte nur fröhlich meine Papiere und Bücher einzupacken. Das Landleben war nicht bloß eine Belustigung für mich, es war eine wahre Zeit der Auferstehung. Ich liebte Wassiliefsnoe leidenschaftlich, ich liebte die Bauern und ihre „isba's", die Aussichten, die Plätze, das Grün, den Wald, die Felder, den Fluß. Für mich, in einem düstern Haus in der Stadt erzogen, welches ich nie ohne Erlaubniß, ohne von einem Diener begleitet zu sein, verlassen durfte, für mich war das Landleben die wirkliche Emanzipation, die wirkliche Freiheit!

Die Pferde kamen an! ich horchte ihrem Wiehern mit unglaublichem Vergnügen und nahm einen sehr thätigen Antheil an den Beschäftigungen der Kutscher, den Streitigkeiten der Dienstboten über die Vertheilung der Plätze und des Gepäcks. — Lichter brannten in den Zimmern der Dienstleute die ganze Nacht hindurch, ein Jeder war beschäftigt, Paquete und Schachteln zu tragen, sich in den Reiseanzug zu kleiden und Hunderterlei zu besorgen, obgleich wir nur achtzig Werst weit zu fahren hatten. Der am meisten Beschäftigte und Gereizte von Allen war

meines Vaters Kammerdiener; er warf voll Verzweiflung alle Sachen wieder aus den Koffern heraus, welche die Andern hinein legten, und war ganz unzugänglich für Rath und Beistand.

Der Einzige, der gar keine Eile hatte, war mein Vater selbst. Er stand zu seiner gewöhnlichen Zeit auf, sogar ein wenig später. Gegen elf Uhr wurden die Pferde endlich vor die Wagen gespannt. Außer dem großen Familienwagen war ein ganzer Train kleinerer Fuhrwerke, angefüllt mit der Dienerschaft und dem Gepäck und so voll gestopft, daß kein Mensch einen ordentlichen Platz hatte.

Auf halbem Wege wurde Halt gemacht, um die Pferde ausruhen zu lassen und zu Mittag zu essen. Dies geschah in einem großen Dorfe, welches dem Sohne von meines Vaters ältestem Bruder gehörte, demselben Bruder, von dem ich früher gesprochen habe. Das Dorf lag an der großen Straße nach Mojaisk, sein Name wird in den Napoleon'schen Tagesberichten erwähnt.

Nahe an der Landstraße lag ein altes, zerfallenes Herrenhaus, in einer einförmigen Ebene, ohne allen weiteren Reiz; aber diese unendliche Ferne mit Staub bedeckt, war mir schon anziehend im Vergleich mit dem engen beschränkten Blick in unseren Hof in Moskau. Die Fußböden der Zim-

mer waren ungleich geworden, die Stufen der Treppe bebten, sonderbare Töne hallten bei jedem Schritt wieder, als wenn die Mauern, an die Stille gewöhnt, sich über den ungewöhnlichen Lärm wunderten. Seltsame und fremdartige Möbel, aus der Sammlung des alten Mannes, in Unordnung aufgehäuft, warteten hier auf ihren gänzlichen Verfall. Ich ging von einem Zimmer zum anderen, um diese Merkwürdigkeiten, diese in Holz ausgeschnittenen Ungeheuer zu betrachten. Ich eilte die Treppen hinauf und stieg hinunter bis in die Küche, wo unser Koch sehr mißmuthig das Mittagsessen bereitete. Der Starost war gewöhnlich anwesend, und der Koch überhäufte ihn mit kritischen Bemerkungen betreffs des Ofens und anderer Dinge. Der Starost hörte zerstreut zu und antwortete in Zwischenräumen: „Das mag sein — das ist möglich.“ Er sah auch mißmuthig auf all die Wirthschaft und dachte wahrscheinlich: hol' sie der Teufel!

Während des Mittagsessens füllte sich das Vorzimmer mit den Liebhabern von Hofrepräsentationen, von Empfangsfeierlichkeiten und Audienzen, diese Liebhaber waren alte Diener, die, nach fünfzigjährigem Dienste hier zur Ruhe gesetzt, eine gewisse Menge Mehl und eine große Menge frischer Luft als Pension empfingen, dann gelbe, runzlichte, alte

Frauen, die ein halbes Jahrhundert vorher hübsche und angenehme Kammermädchen gewesen waren, kurz alle diese Grashüpfer der großen herrschaftlichen Häuser in Rußland, welche die Arbeit des Bauern ohne Gewissensbisse verzehren und zwar nicht durch ihre eigene Schuld, auch wie wirkliche Grashüpfer. Zusammen mit diesen Allen erschien ein Haufe schmutziger, strohgelbhaariger Kinder. Die Kinder drängten vorwärts, die alten Weiber zogen sie zurück; die Kinder schrieen, die Weiber schrieen über die Kinder und die alten Diener über die Weiber, welche mich auf dem Gange anhielten und sich wunderten, wie sehr ich gewachsen sei seit dem vorigen Jahre. Mein Vater schritt ernst, ohne nur einmal zu lächeln, durch diese Haufen, indem er dem Einen oder Andern ein Wort sagte. Einige stürzten hervor, um seine Hand zu küssen, er erlaubte es niemals, Andere verbeugten sich nur, und wir fuhren wieder fort.

Einige Werste weiter, bei einem Walde, war ein Kreuzweg. Hier wartete der Starost von Wassiliefsnoe auf uns und begleitete uns zu Pferd. An dem Ende einer langen Allee von Lindenbäumen, welche zu dem Herrenhaus führte, warteten der Priester und sein Weib, der Küster und der Kirchendiener, alte Dienstboten und Bauern, mit „Brod

und Salz“ auf uns und außerdem ein armer Narr, der allein etwas von menschlicher Würde bewahrte und seinen Hut nie abzog, sondern nur lächelte und die Flucht ergriff, wenn man sich ihm nahte.

Ich habe selten eine malerischere Landschaft gesehen als diese. Diejenigen, welche die Ufer der Moskwa bei Kuntsov und Archangel kennen, mögen sich vorstellen, wie es dort war. An der einen Seite des Flusses breitete sich eine Ebene aus, mit dem Dorf, der Kirche und dem alten Herrenhause, auf der anderen Seite stieg der Boden gebirgig empor, bedeckt mit Wäldern, einem kleinen Dorfe und dem neuen Hause, welches mein Vater hatte bauen lassen. Es bestand aus zwei Stockwerken. Mein Zimmer im zweiten Stock war an der Vorderseite. Die Aussicht von meinen Fenstern umfaßte an zwanzig Werste; Meere von Kornfeldern verloren sich in den Horizont und wurden von jedem leisen Winde wellenartig bewegt. Hier und da lagen Dörfer zerstreut, mit ihren weißen Kirchen, deren goldene Kreuze in der Abendsonne glänzten; zur Linken wurde die Aussicht von einem Walde begrenzt, der die verschiedenen Schattirungen des Grüns von Kastanien, Birken und Tannen, diesem ewigen Baum des Nordens, zeigte. Ich öffnete mein Fenster, wenn die Sonne aufging, und stand

dann oft lange, lange verloren im Anschauen, Lauschen und Duft-Einathmen.

Ich bedauerte aber doch das alte Haus an der andern Seite des Flusses; für dasselbe hatte ich eine wahre Zärtlichkeit, vielleicht weil ich unter seinem Dach zuerst auf dem Lande gewohnt hatte. An der rechten Seite desselben lag ein großer, buschiger Garten, das alte Haus war halb in Ruinen; aus einer Spalte am Hausflur wuchs ein kleiner Birkenbaum hervor, frisch und zart; zur Linken war eine Weidenallée am Flusse entlang, dann kam der weiße Sand des Ufers mit Schilfrohr überwachsen, in welchem ich stundenlang spielte. Vor dem Hause saß ein alter Gärtner, der Rosen- und Lavendel-Wasser destillirte, Früchte in Zucker einmachte und mich mit Obst und Gemüse bis zur Indigestion fütterte. Unzählige Raben bewohnten diesen Garten, ihre Nester krönten die Spitzen der Lindenbäume. Des Abends kreisten sie um die Bäume und krächzten, zuweilen flogen sie auch in ganzen Haufen davon und machten einen großen Lärm; dann wieder waren sie ganz still, nur zwei oder drei, oder auch einer allein verließen das Nest, flogen ängstlich von Zweig zu Zweig, einen andern Platz suchend und kehrten in's Nest zurück, die Stille war hergestellt, nur die verlassenen Zweige

zitterten noch etwas. In der Nacht fingen die Eulen an zu lachen und zu schreien wie Kinder, ich fürchtete mich etwas vor diesen düsteren Tönen, diesen nervösen Seufzern, diesem idioten Lachen, und demungeachtet ging ich fast jeden Abend, ihnen zu lauschen.

Wenn wir Wassiliefsnoe verließen, bemerkte ich stets mit einem Messer meine Höhe an der Thür des Balkons, um im folgenden Jahr mich zu vergewissern, wie viel ich gewachsen sei. Ich konnte übrigens noch ein anderes Wachsthum, außer dem physischen, durch meine periodische Rückkehr auf's Land bestätigen. Dieselbe wiederkehrende Umgebung derselben Gegenstände gab mir ein ausreichendes und richtiges Maß für die geistige Entwicklung. Andere Bücher, andere Vergnügungen kamen in jedem neuen Jahr mit mir dorthin. Im Jahr 1824 war ich ganz Kind und völlig absorbirt durch ein Kaninchen und ein Heimchen, welche eine Vorrathskammer nahe bei meinem Zimmer bewohnten. Eine meiner größten Vergnügungen war damals ein Schuß, der jeden Abend aus einer kleinen Kanone abgefeuert wurde, welcher Feierlichkeit alle Dienstboten, Männer von vierzig und funfzig Jahren nicht ausgenommen, beiwohnten. Im Jahr 1827 las ich „Fiesko" und die „Räuber". Diese Bücher nahm

ich mir mit in den Wald und las dort laut daraus, indem ich mir einbildete, ich sei Carl Moor. Ich träumte damals noch von einer Revolution zu Gunsten Constantins. Ein Jahr später löschte ich mit Scham und Unwillen die Worte: „es lebe Constantin!" aus, welche ich an die Thür meines Zimmers geschrieben hatte. 1829 las ich noch immer Schiller, aber auch Plutarch. Ich schrieb Artikel, unter anderen eine Kritik über „Wallenstein's Tod," dessenungeachtet beschäftigten mich aber doch die Artillerieübungen nicht weniger als zuvor, und ich präsidirte ebensowol bei der Errichtung eines Dammes, welchen mehrere Knaben unter meiner Leitung machten, um ein Flüßchen aufzuhalten und eine kleine Mühle zu bauen. Ich ging zehn Mal des Tages um zu sehen, ob das Wasser den Damm nicht verdorben habe. —

Eine andere Leidenschaft aus dieser Zeit überlebte sogar den Kanonenschuß. Ich liebte es unaussprechlich, beim Sonnenuntergang allein umherzuirren. Die Abende auf dem Lande, fern von der Stadt, haben für mich stets noch eine versöhnende Wirkung, voll von Frieden und Concentration. Diese Ruhe, diese Stille, die Luft und die Formen, die ihre Contouren im Dämmerlicht verlieren, machen mein Herz noch beben.

Einer meiner letzten Augenblicke voll ungetrübten Glücks war ein Abend auf dem Lande. Wir waren in Frascati, die Sonne ging unter; die Nacht kommt schnell in Italien; wir waren auf unseren Maulthieren und ritten durch ein altes ehrwürdiges Dorf; hier und da schimmerten Lichter durch die Fenster, die Schritte der Maulthiere hallten wieder auf den Steinen in der tiefen Stille ringsumher; am Ende des Dorfes stand ein Madonnenbild, roh aus Stein gehauen, in einer Nische; eine kleine Laterne beleuchtete es; Landleute, von der Arbeit heimkehrend, Männer und Frauen, knieten vor der Jungfrau und sangen halblaut ein Gebet; Bettler, Pifferari, die vorüber zogen, schlossen sich der Andacht an. Wir blickten einander an, ohne ein Wort hervorbringen zu können, unsere Herzen waren zu voll und wir trieben unsere Maulthiere, um schneller an der „Osteria" anzukommen, wo unser Wagen unserer wartete. Auf unserem Rückweg nach Rom erzählte ich meiner Frau die Abende in Wassiliefsnoe.

Ich erzählte, und doch war eigentlich Nichts zu erzählen! es waren da ja nur Töne, Farben, das Läuten der Schellen von den Heerden, das Klatschen der Peitsche des Schäfers, der Hund, der von rechts nach links und zurücklief, die Schaafe, die

nach Hause galoppirten mit Beinen, die wie von Holz schienen, kleine Mädchen, die ihnen entgegen kamen, Kinder, die am Flusse spielten, mit Stimmen, die süß durch die erfrischende Abendluft klangen. Ueberall ein Geruch wie von etwas Verbranntem, der Rauch, der sich mit dem Abendthau mischt, welcher anfängt, sein Nebelnetz auszubreiten, der Abendwind, der in den Wipfeln der Bäume ein leises Lied singt, die Blätter, die murmeln, und das ferne bleiche Licht, das einen violetten Schein über den Horizont zieht! --

Meine alte Wärterin, nur ein wenig knurrend, nicht böse, nachdem sie mich überall gesucht hat und mich endlich findet, ruft aus: „Warum bist Du denn nie zu finden? Der Thee ist fertig und alle Welt ist schon im Saal zusammen. Ich habe nach Dir herum gesucht in allen Ecken, das ist hart in meinem Alter, ich kann nicht rennen wie ein junges Mädchen, ich fühle meine Beine jetzt kaum, und was soll das heißen, so im feuchten Gras zu liegen am Abend? Du wirst einen Schnupfen haben morgen — ja, ja, so wird's kommen.“

„Still, still,“ sagte ich und küßte sie, „die Beine sind noch nicht so müde, und ich werde keinen Schnupfen haben, und ich will gar keinen Thee jetzt, nur eine gute Tasse voll Rahm.“

„Dummes Zeug! ist das ein Junge! nicht einmal ärgern kann man sich über ihn — und was für ein Leckermaul! eine Tasse voll Rahm — nun es ist nur ein Glück, daß ich schon eine zurecht gesetzt habe; aber seht doch! ein Blitz ohne Donner! das ist Glück! das verspricht eine gute Erndte!“

Und pfeifend und springend kehrt' ich in das Haus zurück zu unserem langweiligen Thee. —

Nach 1832 gingen wir nicht mehr nach Wassiliefsnoe. Während meines Exils verkaufte mein Vater diese Besitzung. Im Sommer 1843 lebten wir auf einem anderen Landsitz meines Vaters, fünf und zwanzig Werste von dem früheren. Ich verlangte darnach, diesen wieder zu sehen und fuhr eines Tages mit meiner Frau dorthin. Da war der Weg, da der Wald, wo ich so oft umher geirrt war, da das Wasser, welches, zu meiner Freude, bis zu der Achse des Wagens hinauf reichte, die Kiesel rasselten auf dem Grund, der Kutscher machte noch einen größeren Lärm, die Pferde wollten nicht hindurch; da war das Dorf und des Priesters Haus, welcher beständig davor saß in einem Schlafrock von smaragdgrüner Farbe; er war ein einfacher, guter, sehr dicker Mann, der beständig schwitzte, fortwährend etwas aß und fortwährend Aufstoßen hatte; da war das Büreau, wo der Beamte, den

ich nie anders als betrunken gesehen habe, der seine Berichte an meinen Vater schrieb, indem er das Papier beinahe mit seiner linken Schläfe berührte und den dritten Finger unter die Feder bog. Der Priester war todt, und der Beamte trank und schrieb Berichte in einem anderen Dorfe. — Wir hielten an dem Hause des Starosten. Seine Frau war allein zu Haus, es war ein Arbeitstag. Ich ging durch den Ort und erkannte ihn kaum wieder, es war eine totale Veränderung mit diesem Landsitz in den zehn Jahren vor sich gegangen. An der Stelle unseres Hauses stand ein neues, von einem Garten ohne Bäume umgeben. Indem wir über den Kirchhof gingen, begegneten wir einem außerordentlichen Wesen, welches ein gelähmtes Bein hinter sich herzog und uns ein Zeichen machte, näher zu kommen. Es war eine alte bucklige Magd des Priesters, die er aus Mitleid angenommen hatte, zwanzig Jahre früher, als sie aber schon sechzig Jahre alt war. Nach seinem Tode wurde sie eine Bettlerin und die Natur, mit ihrer gewöhnlichen Ironie, hatte sie allein aufbewahrt. Sie erkannte mich und sagte, indem sie mit dem Kopfe nickte und weinte: „O! Himmel! wie alt Sie geworden sind! ich hätte Sie nicht erkannt, wenn nicht an Ihrem Gang — und der Vater (der Priester) ist auch todt! und ich —

sehen Sie mich an — ach es ist besser, nicht davon zu sprechen!"

Ich eilte den Platz zu verlassen. Auf unserem Rückweg begegneten wir dem Starosten in den Feldern, es war noch derselbe wie zu meines Vaters Zeit; ich grüßte ihn, er kannte mich zuerst nicht, aber, als ob er plötzlich aus einem Traum erwache, nahm er seinen Hut ab; als wir schon fern waren, wendete ich mich noch einmal um und sah unbeweglich an demselben Platz den Starost, der uns mit den Augen folgte. Seine hohe Gestalt mit dem langen Bart, aufrecht stehend in der Mitte der Kornfelder, war das letzte Bild, welches ich von diesem Platz, der mir einst so theuer und jetzt so fremd war, mit hinweg nahm. —

Nach der Abreise der Cousine nahm eine neue Leidenschaft Besitz von meinem Herzen; ich fand endlich einen Freund, den ersten jungen Mann von meinem eigenen Alter, den ich liebte. Diese Begegnung war eine von den beiden, die mein ganzes Leben beherrschten und jetzt, dreißig Jahre nach unserem ersten Zusammentreffen, liebe ich ihn wie in den ersten Tagen, als wir uns als Freunde und Brüder erkannten. Es gab nur zwei Menschen, mit denen ich ganz vereinigt und ganz frei war, mit denen ich keine Mißverständnisse hatte, keinen Rückhalt,

mit denen jeder Gedanke und jedes Gefühl so verwebt war, daß Nichts als ein Ungewitter das Band zerreißen konnte. Wo seid ihr jetzt, die allein so ästhetisch jeden Gedanken und jede Bewegung meines Herzens verstanden — der Eine ist weit entfernt, die Andere — noch weiter! —

Ein sonderbarer Zufall vermittelte unsere Bekanntschaft. Ich ging mit den Meinigen eines Abends an den Ufern des Flusses spazieren gegenüber dem Sperlingsberge, als ein furchtbares Geschrei: „er ertrinkt, er ertrinkt!" unser Ohr traf. Ein Franzose, einer unserer Bekannten, bleich und verwirrt, nur in einem Hemde, zeigte auf einen Mann, der mit ihm gebadet hatte und von der Strömung fortgerissen war, und dem er nicht beistehen konnte, weil er das Schwimmen nicht verstand. Während er nach Hülfe schrie, stieg ein Kosacke von der anderen Seite des Flusses herunter, sprang in das Wasser, schwamm, verschwand und erschien wieder über dem Wasser, indem er in seinen Armen den mageren elenden Körper eines Mannes hielt, dessen Kopf und Arme schlaff herunter hingen; er zog ihn auf den Sand, schüttelte ihn tüchtig und sagte dann zu den Umstehenden: „er ist nicht todt, es ist nichts!" Die Leute, die am Ufer versammelt waren, machten eine kleine Geldsammlung und boten sie dem Ko-

sacken an, er sagte einfach, daß es eine Sünde sein würde, für so etwas Geld zu nehmen und außerdem sei die Anstrengung nicht groß gewesen, „denn Sie sehen," fügte er hinzu, „er sieht aus wie eine gerupfte Katze!" Diese Bemerkung erregte ein unermeßliches Gelächter, und man gab noch mehr Geld. Der Kosack nahm es, indem er sagte, daß er es nicht verlangt habe, wenn aber die guten Menschen es ihm geben wollten, so nähme er es dankbar an, denn er sei sehr arm. Während er das Geld in einen alten Lumpen von Taschentuch band, fragte mein Vater nach seinem Namen und erzählte am folgenden Morgen dem Grafen Essen, General-Gouverneur von Orenburg, die ganze Geschichte. Dieser avancirte den Kosacken zum Corporal „Uriadnik;" als der Kosacke dies hörte, kam er in unser Haus, um meinem Vater zu danken; er war begleitet von einem pomadisirten, parfümirten, halb kahlköpfigen Deutschen, mit einer blonden gelockten Perrücke und im Allgemeinen mit großer Prätension angezogen; dies war „der Ertrunkene", er kam auch, um meinem Vater zu danken. Herr Sonnenberg war „ein Deutscher bei Kindern." Von der Zeit an kam er zuweilen, um uns zu besuchen. Er hatte in dem Hause des Vaters der schönen Helene gelebt, nachher kam er zu N..., einem entfernten Ver-

wandten meines Vaters. Er wünschte außerordentlich, mich mit dem jungen Mann bekannt zu machen, dessen Gesundheit und deutsche Aussprache ihm anvertraut waren. Er brachte ihn also in unser Haus, es war ein Knabe meines Alters, nachdenkend, sanft, geistvoll und ganz unähnlich den anderen Knaben, die ich zu sehen pflegte. Ich liebte ihn sehr, aber wir näherten uns einander langsam, er war schweigsam, zurückhaltend, ich lebhaft, erregbar, aber ich wagte es nicht, ihn zu necken.

Zur Zeit der Abreise meiner Cousine starb N...s Großmutter, er hatte seine Mutter einige Monate nach seiner Geburt verloren. Das ganze Haus war in Bestürzung, und Sonnenberg, der Nichts zu thun hatte, gab sich das Ansehen, sehr beschäftigt zu sein, um nur noch mehr freie Zeit zu gewinnen; er brachte den jungen Mann Morgens zu uns und bat um Erlaubniß, ihn bis zum Abend da zu lassen. N... war traurig, bestürzt, er hatte seine Großmutter sehr geliebt und hat so schön von ihr gesprochen in seinem Gedicht „der Humor." —

Ich schlug vor, Schiller zu lesen. Die Uebereinstimmung unseres Geschmacks frappirte mich, er konnte viel mehr Verse auswendig als ich, aber es waren immer dieselben, die ich liebte. Das Buch

wurde dann schnell bei Seite gelegt, wir spionirten unsere gegenseitigen Sympathien aus. Im Anfang hatten wir immer wenig Zeit gehabt frei und ungehindert mit einander zu sprechen, weil Sonnenberg wie eine Herbstfliege uns durch seine fortwährende Gegenwart langweilte; er mischte sich in Alles, verstand Nichts, machte Bemerkungen, ermahnte, legte den Hemdkragen seines Schülers zurecht, war in Eile ohne Noth, kurz war unerträglich. —

Als wir einander besser kannten, wuchs unsere Freundschaft schnell, und bald fühlten wir uns unglücklich, wenn zwei oder drei Tage vorüber gingen, ohne daß wir uns begegneten. Von Anfang an nahm unsere Freundschaft einen ernsten Charakter an. Ich erinnere mich nicht, daß uns Spiele oder Kinderstreiche beschäftigt hätten, wenn wir allein waren. Wir saßen jedoch nicht wie alte Männer zusammen, im Gegentheil, wir rannten in den Hof, wir schossen mit der Armbrust, wir spielten Sonnenberg Streiche, aber der Grund unserer Vereinigung war nicht die Gemeinsamkeit des Müssiggangs. Ein großer Gedanke, der in unseren Seelen zu dämmern begann, eine Religion, welche in unseren Herzen entsprang, vereinigte uns ebensowohl als die physische Sympathie, die unwiderstehliche elektrische Anziehung verwandter Naturen.

Wir kamen oft Morgens zu einem Spaziergang außerhalb der Stadt zusammen, da hatten wir unsere Lieblingsplätze: die Felder und den Sperlingsberg. N... kam oft, wenn ich noch schlief, und warf kleine Steine in mein Fenster, dann sprang ich fröhlich vom Bette auf, und wir wanderten umher, indem wir manchmal den wachsamen Argus Sonnenberg beredeten, sich nicht zu bemühen und uns allein zu lassen. Eines Abends waren wir auf unserem lieben Sperlingsberg. Die Sonne ging ruhig nnd prächtig unter, die Kuppeln und Fenster glänzten und funkelten, die Stadt, zu unseren Füßen ausgebreitet, verlor sich am Horizont; wir standen auf der Platform, wo der Kaiser Alexander den Grundstein legte für die große Cathedrale, welche Witberg bauen sollte. Wir schauten schweigend dem Sonnenuntergang zu, und unsere Nerven zitterten in so tiefem Gefühl, daß wir unwillkührlich Einer des Andern Hand ergriffen, uns küßten und vor diesem unermeßlichen Horizont unsere Gelübde aussprachen Diese Scene mag jetzt gezwungen, affektirt erscheinen, aber wir waren damals einfach, aufrichtig und noch jetzt, dreißig Jahre später, denke ich daran mit tiefer Rührung. Es scheint, daß alle Gelübde, auf diesem Berge abgelegt, dasselbe Schicksal haben, Alexander, als er den Grundstein zur Cathedrale

legte, war auch aufrichtig, er dachte nicht, daß es der Letzte sein würde.

Wir kannten damals noch nicht die Macht derer, mit denen wir uns vornahmen zu streiten, aber wir übernahmen den Kampf aufrichtig. Die Macht, der unseren überlegen, zerstörte viel für uns, aber das war es nicht, was uns überwand. Den Feinden sind wir nicht unterlegen, wenn wir gleich verwundet wurden von ihren Streichen; wir standen fest; Wunden sind ehrenvoll, und das verrenkte Bein Jacobs war nur ein Zeugniß, daß er mit Gott gerungen hatte in der Nacht. Aber es giebt andere Wunden, die nicht von Feinden herrühren, und gegen die waren wir nicht gewaffnet, die, die uns nahe standen, wußten besser, wo wir zu treffen waren.

Aber laßt uns zurückkehren zu jenen Tagen der Jugend und Freundschaft.

Schiller blieb unser Lieblingsdichter. Ich war nicht mehr Carl Moor, ich war der Marquis Posa geworden; ich träumte alle möglichen Arten, wie wir Beide gefangen genommen werden würden, wie Nikolaus verlangen würde uns zu sehen, und wie ich dann zu ihm reden wollte in der Art des Ritters von Malta zu Philipp II. Ich wollte ihm Alles sagen, möchte er uns dann nachher martern und tödten lassen im Gefängniß, Ruhm und Unsterblich-

keit würden doch unser sein, man würde uns Statuen errichtet haben wie dem Harmodius und Aristogiton. Niemals in all diesen Träumen sah ich ein anderes als ein tragisches Ende voraus und keinen Sieg. War das die eigenthümliche Wendung der russischen Einbildung oder war es der Reflex, den die fünf Galgen auf den Geist der neuen Generation warfen?

Schiller's Helden waren für uns lebende Personen, wir liebten sie, wir haßten sie, nicht als poetische Schöpfungen sondern als lebende Wesen. Etwas betrübt und verwirrt darüber, daß N... Fiesko liebte, schrieb ich ihm einen Brief, in welchem ich stoisch sagte: „vergiß nicht, daß hinter jedem Fiesko, gleich einem Schatten, ein Verrina geht, der ihn zur rechten Zeit ins Meer stürzen wird."

O! wie verabscheue ich diese jungen Alten, welche mit siebzehn Jahren alle Fehler Schiller's verurtheilen, sie werden bis sechzig leben und niemals einen jungen oder poetischen Gedanken haben. Ich habe erst kürzlich Wallenstein wieder gelesen, es ist das Erzeugniß eines Riesengeistes. Diejenigen, welche den Geschmack für Schiller verlieren, sind entweder alt oder Pedanten, abgestumpft oder kalt. Ich liebte N... lange und leidenschaftlich, ohne daß ich wagte, ihn Freund zu nennen und als er, 1826,

in der Nähe von Moskau lebte und wir correspondirten, endete ich einen meiner Briefe mit einem melancholischen Zweifel, so: „Ihr Freund oder nicht, ich weiß es nicht.“ Er redete mich zuerst mit „Du“ an und nannte mich seinen „Agathon“ (nach Karamsin.) Ich nannte ihn „Raphael“ nach den philosophischen Briefen von Schiller.

Lacht, wenn ihr wollt, aber lacht mit Güte, mit Wohlwollen wie ihr bei den eigenen Erinnerungen an die Zeit, wo ihr funfzehn Jahre alt waret, lacht. Vielleicht wäre es besser, gar nicht zu lachen, sondern nachzudenken und euch der eigenen Jugendjahre zu erinnern und das Schicksal zu segnen, wenn ihr eine Jugend gehabt habt (denn die Jugend besteht nicht in den wenigen Jahren allein) und das Schicksal zweimal zu segnen, wenn, beim Eintritt in das Leben, ihr das Glück hattet, eine liebende Hand zu fassen und sie zu halten, während ihr vorwärts gingt. Die Sprache der Jugend scheint später unnatürlich, sie verräth den Einfluß der Bücher, sie ist übertrieben; wir entwöhnen uns mit dem Alter ganz natürlich von dieser Exaltation, dieser unharmonischen Erregung, welche von einem kindischen Lachen zu einer thränenvollen Zärtlichkeit, von einem glänzenden Witz zu schmachtender Sentimentalität übergeht, wir vergessen diese Hyperbolien der Hingebung und

Entsagung, diese unruhige Gährung „del troppo juvenile bollove," und dennoch ist die natürliche Sprache der Jugend, der Jargon der Mannbarkeit, die Verwandlung der physischen Stimme. Es ist der plastische Uebergang aus der jugendlichen Form, wo das Mädchen noch dem Knaben gleicht, ehe die Züge ihren bleibenden Charakter angenommen haben. Alles das ist ganz natürlich. Sogar der leise Schatten von Pedanterie ist vollkommen erklärlich in dem Alter seculairer Studien und praktischer Unwissenheit.

Es ist nichts Lächerliches in diesem Ueberflusse von noch ungeregelten, ungeformten, doch sich entfaltenden Kräften, es ist nur lächerlich, wenn das Betragen und die Sprache der Jugend ihre Zeit überleben.

Ich halte die Erinnerung an meine junge Freundschaft mit all ihren Extravaganzen für eine meiner theuersten Erinnerungen. Ich begegne ihm in jedem Angedenken an jene Zeit, schön, liebend, schwermüthig — welche Augenblicke höchsten und reinsten Glücks haben wir zusammen erlebt.

In einem der Zimmer seines Vaters war ein Portrait N...s, gemalt, als er vierzehn Jahre alt war. Ich liebte es, vor diesem Bilde zu stehen. Er ist dargestellt in seinem Knaben-Hemd, wie ich ihn zuerst sah. Der Maler hatte vortrefflich die

braune Carnation und die jugendliche Schönheit seiner unregelmäßigen aber ausdrucksvollen Züge aufgefaßt, auf seiner Stirn war das Zeichen, welches den Menschen, ich weiß nicht ob zu seinem Glück oder Unglück, zeichnet, und mit dem er nicht verloren werden kann in den Massen; der Maler hatte sogar die nachdenkliche Trauer wiedergegeben, welche einem großen Gedanken voran geht und den sanften melancholischen Blick, der uns den Geist errathen läßt, welcher diese Form bewohnen wird, noch ehe dieser Geist sich selber kennt.

Gewöhnlich giebt man den Erinnerungen der ersten Liebe ein großes Monopol gegenüber denen der ersten Freundschaft. Dies ist falsch und ungerecht. Die Süßigkeit der ersten Liebe kommt von dem Vergessen der Geschlechter, sie ist nichts als eine leidenschaftliche Freundschaft. Die Freundschaft junger Leute hat all die Gluth der Liebe, denselben Charakter, dieselbe stumme Schüchternheit, dieselbe Hingebung, dieselbe Pein in der Trennung und dieselbe Eifersucht und Intoleranz der Exclusivität.

Und wenn ich denke, daß, wenn Sonnenberg verstanden hätte zu schwimmen oder wenn er ertrunken wäre, oder wenn, anstatt eines Uralschen Kosacken, ein Infanterist der Carabiniere ihn gerettet hätte — so wäre ich N... vielleicht nie oder

unter so anderen Umständen begegnet, daß wir an-
einander achtlos vorüber gegangen sein würden!
Sonderbare Teleologie, sonderbare Weisheit oder
absolute Dummheit des Zufalls und der Noth-
wendigkeit! —

Viertes Capitel.

Einzelheiten des häuslichen Lebens. — Die russischen Voltairianer. — Ein Tag in unserem Hause.

Mein Leben in meines Vaters Hause veränderte sich im Laufe des Jahres 1834 sehr wenig. Damit ich nicht auf den Gegenstand zurückzukommen brauche, will ich hier noch einmal von meinem Vater sprechen und von der außerordentlich trüben Atmosphäre, die mich in früher Jugend umgab.

Mein Vater war ein Mann von großem Beobachtungstalent, er hatte viel gesehen, viel gehört und besaß ein außerordentliches Gedächtniß. Ein vollendeter Weltmann, konnte er sehr liebenswürdig und interessant sein, aber er wollte das nicht. Er hatte sich aus der Gesellschaft in eine launische und unzufriedene Einsamkeit zurückgezogen.

Es ist schwer, die Ursache dieser Bitterkeit in meines Vaters Temperament zu verstehen. Er war

niemals durch die Schule starker Leidenschaften, großen Unglücks, herber Verluste oder grober Fehler gegangen. Ich habe es niemals erfahren, warum er so reizbar, sarkastisch und argwöhnisch war, was so ewig an seinem Herzen nagte. Vielleicht nahm er irgend eine Erinnerung mit in das Grab, die er Niemand anvertraut hatte, vielleicht war die Eigenthümlichkeit seines Charakters auch das Resultat der Begegnungen von zwei Dingen, die sich so diametral entgegengesetzt waren wie die Civilisation des 18. Jahrhunderts und das russische Leben zu der Zeit. Auch muß man ein drittes Element nicht vergessen: die aristokratische Faulheit, das „dolce far niente" eines Mannes, der thun konnte was er wollte, der zuerst ein Gardeofficier und dann ein Tourist war. Das vorige Jahrhundert brachte eine kräftige Raçe im Westen, besonders in Frankreich, hervor, mit allen Fehlern der Zeit der Regentschaft, und mit allen Tugenden der antiken Welt. Diese Faublas und Regulus zu gleicher Zeit, öffneten weit die Thüren für die Revolution, stürzten sich selbst zuerst in die Arena, drückten und drängten sich vorwärts und stürzten ebenso schnell durch „das Fenster" der Guillotine hinaus. Diese Raçe ist verloren gegangen; unser Jahrhundert producirt keine solchen ganzen und moralisch starken Naturen mehr;

das vergangene Jahrhundert im Gegentheil rief sie hervor auf jeder Bühne, wo sie nicht einmal gebraucht wurden. Die Menschen in Rußland, welche den Einfluß dieser ungeheuren Macht des Westens erfuhren, wurden keine historischen Berühmtheiten, aber Sonderlinge. Fremdlinge zu Haus, Fremdlinge in Europa, unthätige Zuschauer, hatten sie Nichts zu thun; für Rußland verdorben durch die Aufnahme der occidentalen Ideen, für den Occident verdorben durch die russischen Gewohnheiten, stellten sie eine geistreiche Nutzlosigkeit dar und verloren sich in einem künstlichen Dasein, in Vergnügungen, in dem Kreise von Festen und Schmausereien, in einer Existenz mehr oder weniger reich und schön, aber völlig egoistisch.

In der Gesellschaft von Moskau stand in der ersten Reihe der Prinz Taschar N. Yussupoff, ausgezeichnet durch seinen Verstand und seinen Reichthum, zu gleicher Zeit ein europäischer Großer und ein alter russischer Bojar. Um ihn schaarten sich eine ganze Plejade von Freigeistern, Epicuräern und galanten Cavalieren von sechzig Jahren, die Apraxin, die Mussalski, Santi u. A., civilisirte Männer, denen, die Nikolaus umgaben, bei Weitem überlegen, aber sie hatten Nichts zu thun, theilweise durch ihre eigene Schuld, theilweise zur Unthätigkeit verdammt.

Sie nahmen ihre Zuflucht zum Vergnügen, sie vergaben sich mitleidig Einer dem Anderen ihre menschlichen Schwachheiten, liebten einander, erhoben die Neigung für die Gastronomie beinahe bis zu einer platonischen Anhänglichkeit und reducirten die Liebe auf ein sinnliches Begehren.

Der Prinz Yussupoff, ein Freund Voltaire's, Beaumarchais', Diderot's und Casti's, war ein Mann mit einer künstlerischen Seele; als Beweis hierfür braucht man nur seinen Landsitz bei Archangelsnoe zu sehen, mit dem Park, den Gemälden, den Treibhäusern und den Statuen. Er starb zuletzt im Alter von vierundachtzig Jahren, umgeben von Pracht, Sculptur, gemalter und lebendiger Schönheit. Der junge Puschkin pflegte ihn zu besuchen und widmete ihm eine glänzende Epistel; Gonzaga malte dort und Yussupoff widmete ihm sein Theater. Ich erinnere mich noch des alten Skeptikers mit seiner gepuderten Perrücke, seinem Rock „à la française“ von hellem Grün und seinen beiden Negerknaben, welche ihn fortwährend bedienten.

Mein Vater gehörte durch Erziehung, Bekanntschaft und sein ganzes Leben diesem Kreise an, aber weder seine Gesundheit noch sein Charakter erlaubten ihm einen so frivolen und leichten Lebenslauf sechszig Jahre hindurch fortzusetzen, und er ging zu

dem entgegengesetzten Extrem über. Er versuchte es, ein einsames Leben für sich zu organisiren, da erwartete ihn tödtliche Langeweile, umsomehr da er dies Leben nur für sich allein organisirte. Sein schwer zu beugender Wille wurde launische Hartnäckigkeit; seine Fähigkeiten, zurückgedrängt anstatt angewandt zu werden, trugen noch dazu bei, seinen Charakter lästig und unerträglich für Andere und unglücklich für ihn selbst zu machen.

Zu der Zeit, wo mein Vater erzogen wurde, war die europäische Civilisation noch so neu in Rußland, daß man es allgemein für nöthig hielt: so wenig als möglich russisch zu sein, um civilisirt zu sein. Bis zu seinem letzten Augenblick sprach und schrieb er besser Französisch als Russisch. Er hatte ganz wörtlich nie ein russisches Buch ganz durchgelesen, nicht einmal die Bibel. Aber freilich', um ganz wahr zu sein, hatte er die Bibel auch in keiner anderen Sprache durchgelesen; er wußte ungefähr von welchen Gegenständen es sich darin handle, und fühlte gar kein Interesse, weiter darin zu gehen. Es ist wahr, daß er Derschawina und Kriloff schätzte, aber nur weil der Eine eine Ode auf des Prinzen Metscherski (meines Vaters Onkel) Tod geschrieben hatte, und weil der Andere ein Secundant bei einem Duell von Bachmeteff gewesen war und sich nachher

gut benommen hatte. Einmal fing mein Vater an, Karamsin zu lesen, aber nur weil er gehört hatte, daß der Kaiser Alexander ihn mit Befriedigung läse, er legte das Buch aber bald bei Seite und sagte mit tiefer Verachtung: „Mein Gott da ist von nichts die Rede als von den Olgowitsch, Inaslawitsch und solchen Leuten, wen in aller Welt kann das interessiren.“ Er hatte eine tiefe Verachtung und ein Mißtrauen, welches er kaum zu verbergen trachtete, für beinahe alle Menschen. Er verließ sich auf Niemand in irgend einer Sache, und ich kann mich nicht erinnern, daß er einmal Jemand um Rath gefragt hätte in einer ernsten Sache. Er that auch nichts für Andere, wenigstens Nichts, was ihn selbst hätte belästigen können. In seinen Verhältnissen zu den Menschen befragte er nur den Schein und die Sitte. Er überging viele Dinge mit Stillschweigen, aber ein Verstoß gegen die Formen oder das Decorum brachte ihn außer sich, gegen solche Fehler war er ohne Nachsicht, unduldsam und hart. Ich empörte mich so lange hiergegen bis ich den Sinn davon begriff. Er war überzeugt, daß jeder Mensch fähig ist, alle möglichen Schlechtigkeiten zu thun und daß, wenn er sie nicht thut, sie ihm entweder nicht nöthig sind, oder er keine Gelegenheit hat sie zu thun; aber in der Verletzung der Form sah er eine ver-

sönliche Beleidigung, einen Mangel an Achtung oder die Folge einer bürgerlichen Erziehung, welche nach seiner Meinung das schlimmste der Uebel war.

„Niemand,“ sagte er, „kann ganz in anderer Menschen Seele lesen, und ich habe keine Zeit, mich mit dem Erforschen von den intimen Absichten und Gedanken eines Jeden abzugeben. Aber es ist unmöglich mit einem schlecht erzogenen Menschen in ein und demselben Zimmer zu bleiben, er langweilt und beleidigt mich, er mag sonst der beste Mensch von der Welt sein, dafür wird er seinen Platz im Paradies bekommen, aber ich brauche seine Gesellschaft hienieden nicht.“

„Es ist nichts wichtiger im Leben als die Lehre vom Benehmen; die große Lebensweisheit besteht darin, unter allen Umständen wie ein wohlerzogener Mensch zu handeln, niemals zu vorlaut, stets sehr höflich mit Allen und familiair mit Keinem zu sein.“ —

Mein Vater liebte es durchaus nicht, wenn man sich zu sehr hingab, wenn man zu vertraut war. Er nannte das: „laisser aller“, so wie er jeden Ausdruck von Gefühl: „Sentimentalität“ nannte. Er that, als ob er weit über all dem kleinen Elend des menschlichen Herzens stehe. Und warum? zu welchem Zweck? welches war das große Interesse, dem das Herz geopfert wurde? Ich weiß es nicht, und doch

muß es für den alten Mann sehr wichtig gewesen sein, da er mit aller seiner Verachtung für die Menschen doch fortwährend die Rolle eines unerbittlichen Richters spielte; und für wen machte er sich eigentlich diese Mühe? für eine Frau, deren Wille dem seinen unterworfen war; für einen jungen Mann*), der sich beständig unter dem Messer des Chirurgen befand, für einen Knaben, dessen Lebhaftigkeit er Ungehorsam nannte, und für eine Bande Lakaien, die er gar nicht als Menschen achtete. Und wie viel Kraft, wie viel Geduld wurde für Alles dieses angewendet! mit wie viel Beständigkeit und Treue wurde dies bis zuletzt durchgeführt,. ohne Rücksicht auf Jahre und Krankheit! Es ist wahr, es ist schwer im menschlichen Herzen zu lesen!

Später, während der Periode meines Gefängnisses und Exils, sah ich ein, daß das Herz des alten Mannes mehr der Liebe und selbst bis zu einem gewissen Grad der Zärtlichkeit geöffnet war, als ich je zuvor gedacht hatte. Ich wagte es nicht einmal, ihm dafür zu danken, da ich nicht wußte, wie er meine Dankbarkeit aufnehmen würde.

---

*) Mein Vater hatte noch einen Sohn, zehn Jahre älter als ich, der von Kindheit auf die schwersten Leiden und Operationen zu ertragen hatte. Nicht wissend, ob ihm die Veröffentlichung nicht unangenehm sein würde, habe ich ein ganzes Capitel, das diesen Bruder betrifft, ausgelassen.

Gewiß war er nicht glücklich; immer argwöhnisch, immer unzufrieden, sah er mit Kummer und Aerger, daß Niemand von seiner Umgebung sich in seiner Gegenwart frei fühlte, daß das Lächeln verschwand, wenn er eintrat, daß die einfache und fröhliche Unterhaltung aufhörte; er sprach darüber mit Ironie, aber es bekümmerte ihn doch; trotzdem machte er keine Concessionen und verfolgte seinen Weg mit außerordentlicher Hartnäckigkeit. Die Waffe, die er gleich einem Künstler handhabte, war kalte, beißende, verachtungsvolle Ironie, er gebrauchte sie sowohl gegen mich als gegen die Diener. In der Jugend erträgt man nichts so schwer als den Spott, und bis zu meiner Arrestation hielt ich mich von meinem Vater zurück und führte einen kleinen Krieg gegen ihn, indem ich mich mit den Dienern verband.

Nach und nach fand sich ein neues Element der Sorge und des Kummers zu den vorigen. Die hypochondrische Anlage meines Vaters verleitete ihn natürlich in der Einsamkeit, die er um sich geschaffen hatte, zu der Schlußfolgerung: daß er ernstlich krank sei. Außer dem regelmäßigen Doktor ließ er fast beständig noch drei oder vier außergewöhnliche rufen und außerdem noch besondere Consultationen halten im Laufe des Jahres. Er hatte in Allem in der letzteren Zeit an hundert Flaschen der Zit-

manschen Tropfen von der stärksten Art genommen, ohne die geringste Nothwendigkeit; er ging niemals aus, ausgenommen im Sommer und dann noch mit ungeheurer Vorsicht. Vor dem Jahr 1830 pflegten alte Freunde mit uns die Abende zuzubringen, aber als sie nicht mehr den gewohnten freundlichen Empfang fanden, kamen sie seltener und seltener; mein Vater bemerkte es, wurde ärgerlich, machte aber niemals einen freundlichen Vorwurf, lud niemals Jemand ein, sondern wiederholte nur, daß er sehr wohl verstünde, wie langweilig es sei bei einem kranken Manne zu sein, der vom Leiden gebrochen sei. Die endlosen Winterabende waren furchtbar in dieser Isolirung. Zwei Lampen erleuchteten sparsam zwei lange Reihen von Zimmern, in welchen der alte Mann, gebeugt, seine Arme auf dem Rücken gefaltet, in einem schwarzen Sammtmützchen und einem Schlafrock, welcher letztere mit Pelz besetzt war, stundenlang auf und nieder ging, ohne ein einziges Wort hervorzubringen. Seine Begleiter waren zwei Hunde, seine Schritte hörte man kaum, Dank seinen Filzschuhen.

Meine Freundschaft für N... wurde eine neue Quelle des Verdrusses für mich. Zuerst war mein Vater mit dieser Bekanntschaft zufrieden. N... gehörte zu einer aristokratischen und reichen Familie,

er mußte demnach wohl die erforderlichen Eigenschaften besitzen. Aber sobald mein Vater sah, daß unsere Anhänglichkeit eine wirkliche wurde, dachte er, es sei nöthig, ihr Grenzen zu setzen, zuerst indem er unsere Freundschaft lächerlich machte und uns Orest und Pylades nannte, die Unzertrennlichen ꝛc. und dann, indem er so oft als möglich unsere Zusammenkünfte, unsere „tête à tête", unterbrach. Er hatte keinen äußeren Grund für diese Strenge, denn formell, und das war ja gerade meines Vaters Wunsch, benahm ich mich untadelhaft und zwar in Folge der politischen Ideen, wovon mein Geist präoccupirt war.

Gleichzeitig mit seiner Melancholie entwickelte sich bei meinem Vater ein launischer, unpraktischer Geiz. Er verwaltete sein Eigenthum selbst, aber schlecht für sich und schlecht für die Bauern. Die Starosten und seine „missi dominici" raubten nach beiden Seiten hin; ein Viertel seiner Einkünfte wurde sicherlich geraubt, daher war denn jedes Ding, das sich unter seiner Controle befand, einer doppelt strengen Aufsicht unterworfen: die Lichter, die eingemachten Früchte und die sonstigen Vorräthe des Hauses. Während er einen schwachen französischen Wein mit dem sauern Wein aus der Krim ersetzte, hieben die Bauern eines seiner Dörfer ein

ganzes Holz zum Verkaufe nieder, und der Starost eines anderen verkaufte ihm seinen eigenen Hafer zu einem doppelten Preise. Er hatte auch privilegirte Räuber; einen seiner Bauern, der in Moskau lebte, machte er zu seinem Premierminister ohne Portefeuille, er gebrauchte ihn in allen Geschäften, sendete ihn aus, um Revisionen zu machen, die Taxen in Empfang zu nehmen, die Häuser herzustellen, und dieser Bauer, welcher scheinbar seine eigenen Geschäfte vernachlässigen mußte, weil mein Vater ihn so viel gebrauchte, wofür er keinen Pfennig bekam, war nichtsdestoweniger im Stande, ein paar Jahre später ein Haus zu kaufen. Ich haßte diesen Mann von meiner Kindheit an; eines Tages sah ich vom Fenster aus, wie er einen Bauern schalt, welcher über funfzig Jahre alt war; er gab ihm einen Schlag und war dabei, ihm noch mehrere zu geben. Ich stürzte hinunter in einem Anfall von Wuth, fand ihn, noch immer den Bauern mißhandelnd, und faßte ihn convulsivisch am Bart, indem ich ausrief: „halt ein, Räuber!“ Er war erstarrt, denn er hatte nicht das mindeste Recht, den Bauern zu schlagen; ich ging, noch immer wüthend, um meinem Vater die Geschichte zu erzählen. Mein Vater that Nichts, dies machte mich noch wüthender; ich haßte den Mann so sehr, daß funfzehn

Jahre später, als nach meinem zweiten Exil alle Diener mich freudig im Vorzimmer empfingen und mir nach russischer Sitte beide Backen küßten, ich bei der Annäherung dieses elenden Günstlings unwillkührlich zurücktrat, ohne ihm zu erlauben, mich zu küssen.

Eines Tages fragte ich meinen Vater, wie es möglich sei, daß dieser Mann ein Haus in Moskau habe und soreich sei. — Er hatte zehntausend Franken für die Freiheit seiner drei Söhne gezahlt; während der Verhandlungen über die Loskaufung zankte er sich mit dem Aeltesten und ersuchte meinen Vater, denselben, zur Strafe für seinen Ungehorsam, als Rekrut unter die Soldaten zu schicken, indem er sich zugleich erbot, dennoch dieselbe Summe zu bezahlen; mein Vater verweigerte das Gesuch dieses neuen Brutus. „Sie geben ihm ja beinahe Nichts und er ist fortwährend in Ihrem Dienst beschäftigt. Wie konnte er denn so reich werden?“

„Das ist ein Beweis, was Mäßigkeit thun kann,“ antwortete mein Vater, „er trinkt niemals einen Tropfen Branntwein.“

Um eine Idee von unserem häuslichen Leben zu geben, will ich den Verlauf eines ganzen Tages in unserem Hause beschreiben. Die Einförmigkeit unseres gewöhnlichen Lebens macht meine Aufgabe

leicht, aber gerade diese Einförmigkeit machte das Leben selbst zuweilen unerträglich. Es glich einer alten englischen Uhr, welche stark jede Secunde bezeichnet und welche in ihrem Gange noch aufgehalten worden ist.

Nach neun Uhr des Morgens benachrichtigte meines Vaters Kammerdiener Vera Artamonowna, daß es Zeit sei, den Kaffee zu bereiten, daß der Herr aufstehe. Auf diese Neuigkeit hin gerieth das ganze Haus in Bewegung. Die Diener fingen an, die Zimmer in Ordnung zu bringen, wenigstens stellten sie sich so, als ob sie es thäten. Das Vorzimmer, das bis dahin leer gewesen war, füllte sich, sogar der große Neufundländer Hund, welcher seinen Freund, den Lakaien überlebt hatte, saß beim Ofen nieder und schaute in das Feuer. Mein Vater frühstückte allein in einem kleinen Cabinet, nahe seinem Schlafzimmer. Da las er die Moskauer Zeitungen und das Petersburger Journal. Es ist durchaus nöthig zu bemerken, daß die Moskauer Zeitung jeden Morgen ohne Unterschied über den Rücken eines Stuhls ausgebreitet wurde vor dem Feuer, damit das Papier nicht zu kalt sei und die Hände kälte. Eine Zeit lang erhielt mein Vater auch vom englischen Club die Augsburger allgemeine Zeitung, aber er konnte es den Deutschen nicht ver-

geben, daß sie mit deutschen Buchstaben druckten, „denn," sagte er, „die verrenkten gothischen Buchstaben mit den kleinen Schwänzen hinten, verderben Einem die Augen"; er vertauschte daher dies Blatt mit dem „Journal de Francfort." Die politischen Neuigkeiten fand er immer viel besser im Französischen als im Russischen auseinandergesetzt. Wenn er seine Lectüre beendigt hatte, pflegte er erst zu bemerken, daß Herr Sonnenberg schon anwesend sei. Dieser Umstand erfordert eine Erklärung. Als N... sechzehn Jahre alt war, verließ Sonnenberg ihn und machte einen Versuch, einen kleinen Handel mit kosmetischen Mitteln zu gründen. Aber da er weder Waaren noch Käufer hatte und auch kein Talent, sich Beides zu verschaffen, so verlor er bald seine kleinen Ersparnisse und war genöthigt, seinen Laden zu schließen, obgleich N...'s Vater ihm denselben „gratis" im untersten Stock seines Hauses gegeben hatte. Er behielt von seinem commerciellen Versuch nichts als den Titel: „Kaufmann von Reval" bei, und fing mit funfzig Jahren die Existenz eines jungen Mannes von funfzehn an, d. h. er wußte nie, wo er morgen schlafen werde, oft sogar nicht, wo er heute essen solle. Bei meinem Vater wurde er gut aufgenommen, wir werden bald sehen, in welcher Art. Gegen das Jahr 1830

kaufte mein Vater neben seinem Hause ein anderes, größeres mit einem Garten; dieses Haus gehörte der Wittwe des berühmten Grafen Rostopschin. Wir zogen in dasselbe. Aber noch nicht zufrieden damit, kaufte mein Vater noch ein drittes, um den Platz zu vervollständigen, wie er sagte. Er fing damit an, das Alte zu vermiethen, aber als die Miethsleute forderten, daß die Treppe ausgebessert werde, kündigte er ihnen auf und vermiethete das Haus nicht mehr, indem er unter andern Ursachen vorgab, er fürchte sich vor Feuer, trotzdem die Häuser assecurirt waren. Die zwei Häuser, die unbewohnt blieben, verfielen bald. Sonnenberg erhielt die Erlaubniß, in einem dieser Häuser zu wohnen, wenn er keine Wohnung hatte, unter den Bedingungen: das große Thor niemals mehr nach elf Uhr zu öffnen (eine Bedingung, die leicht zu erfüllen war, da das kleine Thor niemals geschlossen wurde), das Holz für seinen Feuerbedarf selbst zu kaufen (glücklicherweise verkaufte unser Kutscher von den Hausvorräthen) und endlich jeden Morgen vorzukommen und zu fragen, ob keine Aufträge für ihn da seien, mit uns zu Mittag zu essen und zuweilen Abends vorzukommen und Neuigkeiten zu erzählen. Die Verpflichtungen Sonnenbergs schienen nicht schwer, aber sie waren in Wirklichkeit der Art, daß der arme

„Kaufmann von Reval", obgleich er an alle Widerwärtigkeiten, die einen Mann ohne Geld und ohne Verstand, mit Pockennarben gezeichnet, befallen können, gewöhnt war, sie doch nicht länger ertragen konnte. Nach dem Verlauf von ein oder zwei Jahren erklärte Sonnenberg, tief beleidigt, daß es unerträglich sei; packte seine Sachen auf, kaufte verschiedene Gegenstände von zweifelhafter Qualität und machte sich auf nach dem Kaukasus. Aber sein böser Stern verfolgte ihn auch hier. Sein Pferd, mit welchem er seinen kleinen Wagen nach Tiflis und Redut-Kalé fuhr, fiel, die Hälfte seines Gepäcks wurde gestohlen, und als er sonst nichts mehr zu verlieren hatte, verlor er seinen Paß. Alle zehn Monate gewöhnlich erschien Sonnenberg wieder in unserem Hause, älter, dümmer, mit weniger Zähnen und weniger Haaren, mit einem persischen Pulver, um Flöhe zu vertreiben, mit verblichenen Stoffen und rostigen Dolchen von Lesghien. Er erhielt ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, in demselben Hause zu wohnen, unter denselben Bedingungen: das Feuer auf seine Kosten zu erhalten und Aufträge zu besorgen.

Wenn mein Vater geruht hatte zu bemerken, daß Sonnenberg da sei, fing er augenblicklich den kleinen Krieg gegen ihn an; z. B. Sonnenberg er-

kundigte sich nach seiner Gesundheit, mein Vater dankte ihm und fragte, wo Sonnenberg seine Pomade kaufe.

„Bei Bonisse,“ erwiederte Sonnenberg kurz, schon etwas beleidigt.

Man muß nämlich hinzufügen, daß Sonnenberg, trotz seines Alters und seines Aeußeren ein großer Lovelace war, der sehr viel auf seine Toilette gab und mit höchster Sorgfalt die Anordnung seiner goldlockigen Perücke besorgte. Mein Vater hatte dies längst bemerkt.

„Wie nennt er denn diesen Parfüm?“

„Veilchen,“ erwiederte Sonnenberg.

„Veilchen? er betrügt Sie, der Parfüm von Veilchen ist sehr angenehm, aber dies ist ja ein furchtbar starker Geruch, so etwas als wie womit man Todte einbalsamirt. Ach! es ist doch schrecklich, wie meine Nerven schwach sind, man sollte es kaum glauben, aber dieser starke Geruch macht mich schwindlig; bitte, wollen Sie mal sagen, daß man mir eau de Cologne bringt.“

Sonnenberg wollte hinstürzen, um das eau de Cologne zu holen. Aber der alte Mann hielt ihn an. „Ich danke Ihnen sehr, aber bitte, sagen Sie es Jemand Anderes, wenn Sie mir nahe kämen, würde ich ohnmächtig, welch’ ein sonderbarer Geruch!“

Sonnenberg, der von der Wirkung dieser Pomade auf die Kammerjungfern viel gehofft hatte, war tief verletzt. Nachdem er rechts und links eau de Cologne ausgegossen hatte, erfand mein Vater Aufträge: ihm französischen Tabak oder englische Magnesia zu kaufen, oder einen Wagen zu besichtigen, welcher verkauft werden sollte, welchen er aber durchaus nicht die Absicht hatte zu kaufen. Sonnenberg verbeugte sich graziös und verschwand bis zur Tischzeit.

Nach ihm kam der Koch; er brachte auf einem Präsentirteller, der mit einer Serviette bedeckt war, verschiedene Proben seiner Einkäufe, künstlerisch zurecht gelegt, mit Salat, Rüben und anderen Gemüsen. Ohne die Preise zu kennen, bemerkte mein Vater beinahe alle Tage, daß die Sachen sehr theuer seien, und fragte, ob die Vorräthe selten seien?

„Sehr selten," erwiederte der Koch trocken, „und die Wege sind sehr schlecht."

„Gut, weißt Du, was man dann thun muß? Dann muß man weniger kaufen, bis die Straßen wieder gut sind."

Wenn der Koch weg war, setzte sich mein Vater an den Schreibtisch und schrieb Briefe und Befehle für den Starosten, übersah die Rechnungen und führte Krieg mit seinem Kammerdiener in den

Zwischenpausen. Dieser Kammerdiener war der Hauptmärtyrer im Hause. Mein Vater sah niemals viele von den Dienstboten, und die wenigen nur ein- oder zweimal des Tages, aber sein „Kammerdiener" war unaufhörlich in seiner Nähe. Er war ein kleiner Mann von sanguinischem und reizbarem Temperament, ungefähr funfzig Jahre alt, von Profession ein Perückenmacher. Er war meinem Vater unentbehrlich, das wußte er, aber er mußte auch dafür leiden, nur hatte er die Erlaubniß, ebenfalls grob zu antworten, wenn er grob behandelt wurde. Die größte Qual, die er zu ertragen hatte, war die, daß mein Vater ihn fortwährend zu guten Manieren erzog, und daß dreißig Jahre, wie es schien, nutzloser Anstrengungen, meinen Vater nicht verzweifeln machten. Der Kammerdiener würde eine solche Existenz nicht ertragen haben, aber er fand einen Trost um die Essenszeit, worauf sein Gesicht sich röthete und er außerordentlich höflich wurde. Mein Vater bemerkte dies sehr wohl, sagte aber Nichts, oder machte nur eine kleine unschuldige Bemerkung in seiner Art, z. B. daß es sehr gesund sei, nach einem Gläschen Schnaps ein Stückchen Brod zu essen, um den Branntweingeruch wegzunehmen, welcher sehr unangenehm sei am Morgen u. s. w.

Der Kammerdiener murmelte dann etwas zwischen den Zähnen und verließ das Zimmer. Mein Vater rief ihn zurück: „Was sagtest Du? ich hörte es nicht."

„Ich sagte Nichts zu Ihnen."

„Zu wem denn, es ist ja Niemand Anders hier im Zimmer, als wir Beide; nimm Dich in Acht, dies ist ein sehr gefährliches Symptom; Geisteszerrüttung fängt an in dieser Weise, Du solltest eine strengere Diät halten."

Der Kammerdiener ging wüthend hinweg, nahm das Moskauer Journal und zugleich eine starke Prise Tabak. Ich weiß nicht, ob der Tabak zu stark für ihn war, oder ob seine Geruchsnerven zu schwach waren, aber er fing sogleich an, sehr stark zu niesen. Mein Vater rief ihn:

„Warst Du es, der nies'te? Bist Du nicht wohl?"

„Ja, ganz wohl." —

„O! dann: wohl bekomm's."

Um vier Uhr aßen wir zu Mittag. Wir hatten einen vortrefflichen Koch, aber er wurde zu sehr beschränkt, um seinem Talente freien Lauf zu lassen, und er hatte die alte französische Methode des Kochens: eine Menge Gerichte, die nicht zwei gute aufwiegen und alle geschmacklos sind. Byron ver-

stand auch in dieser Beziehung den Sinn seiner Zeitgenossen, er sagt in Beppo: „daß die Fischsauçen, die Pickels, die starken Gewürze beim Fleische sind, was der Schnitt bei der Kleidung ist, d. h. Alles.“

Zwei Diener warteten bei Tisch auf, ohne den geringsten Lärm, indem sie die Schüsseln mit einer liturgalen Wichtigkeit auf den Tisch setzten. Das Mittagsessen dauerte länger als eine Stunde.

Nach Tisch ruhte der alte Herr ein wenig aus. Um sieben Uhr fing der Abend an. Dann kam der Geschäftsführer und einige Besucher, welche Letzteren aber, wie ich schon bemerkte, immer seltener wurden. Der Letzte, der treu ausharrte, war der Senator. Er war es, der Sonnenberg und mich ablöste von unserem Dienst. Der Senator erzählte die Tagesneuigkeiten mit großer Wärme. In Folge dieser Wärme nahm mein Vater das Aussehen größter Gleichgültigkeit an, blieb ganz ernsthaft, während der Andere lachte, und fragte zerstreut: wovon die Rede sei, wenn der Andere eben etwas sehr Interessantes erzählt hatte.

Dieser Contrast zwischen des Senators Lebhaftigkeit und Heftigkeit und meines Vaters studierter und unbeweglicher Kälte war sehr komisch; dabei, da der Senator zwei Jahre älter war als mein Va-

ter, redete ihn dieser mit: Sie, an, während der Andere Du zu ihm sagte.

Um elf Uhr fragte mein Vater, ob das große Thor geschlossen sei; wenn der Kammerdiener dies bejahte, drückte er einige Zweifel aus, that aber nichts, um sich zu überzeugen, und zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Da fanden dann noch verschiedene Geschäfte Statt, er wusch und rieb sich, nahm Tropfen ein, las noch einige Zeit 2c. — Er las ausschließlich Memoiren, von Fouché, Vidocq, Friedrich II., Napoleon oder die der „contemporaines“ oder des Herzogs von St. Simon, und besonders studierte er das Memorial von St. Helena.

Wenn er sich auf seine Schlafstube zurückgezogen hatte, fühlte sich die Hausgenossenschaft erleichtert, einige von den Lakaien gingen in die Schenken, andere veranstalteten ein Fest in dem unteren Stock des Hauses, welches oft so lange dauerte, daß, wenn ich mitten in der Nacht erwachte, ich noch die halb unterdrückten Töne einer Guitarre und die Tritte der nächtlichen Schwelger hörte, welche den Kosackentanz oder die berühmte „Prisiadka“ tanzten.

So wie ich das väterliche Haus 1834 verließ, so fand ich es 1840 und 42 wieder. Der einzige Wechsel war der plötzliche Tod des Senators, wel-

ches Ereigniß die Langeweile und das Düstere unserer Existenz noch vermehrte.

Nach meiner Rückkehr von Nowgorod betrachtete ich die Sachen in einem ganz anderen Lichte. Ich war damals dreißig Jahre alt und kannte die verschiedenen Seiten des Lebens. Ich verstand dann, daß mein Vater Recht gehabt hatte in manchen Dingen, wo ich ihn für ungerecht gehalten; er kannte die schlechte Seite der menschlichen Natur zu gut. Es war jedoch nicht meine Schuld, daß ich nicht verstand, was wahr war in seiner ironischen und beleidigenden Art, eine Meinung auszusprechen; das Herz des jungen Mannes empörte sich bei den bitteren und verächtlichen Worten des Alten, dessen Geist, alt geworden in einem langen Dasein zwischen verderbten Menschen, in einem corrumpirten Kreise sich gegen Alle verschloß; dessen Herz, verschlossen und gleichgültig, selbst nicht einmal verlangte Frieden zu schließen, und der nur passiv blieb in einem Zustand der Feindseligkeit gegen alle Welt. Dies war ein ihm zusagender Zustand geworden. Aber es giebt Wahrheiten und Appretiationen, welche nur, wie die toga virilis, in einem gewissen Alter gewonnen werden können.

1842 fand ich ihn schwächer und wirklich leidend. Der Tod des Senators ließ eine große

Lücke in seinem Leben; der Kammerdiener starb auch, während ich im Exil war, es war nun ein junger Mann an seiner Stelle. Aber mein Vater war noch derselbe; seine körperliche Kraft nahm ab, sein Geist war gleich sarkastisch, sein Gedächtniß gleich gut, er war immer eben so gereizt, wie früher, aber er fand weniger Opposition; meine Mutter war nachsichtiger geworden, die Jahre gaben auch ihr die Ruhe des Gemüths. Und Sonnenberg war auch noch da, bivouakirte noch immer in dem alten Hause und sammelte Neuigkeiten ein — und Alles zusammen war ebenso traurig und düster wie zuvor.

Ich sah mit traurigem Herzen auf diese isolirte, düstere Existenz, die in einer steinigen und kalten Wüste dahin starb, ohne einen warmen Lebenshauch und ohne Trost — in einer Wüste, die er sich selbst geschaffen hatte, aber die er nicht mehr umbilden konnte, ja auch, von einem sonderbaren Gesichtspunkt der Ehre aus nicht umbilden wollte. Er begriff dies, er sah die Annäherung des Todes und machte unglaubliche Anstrengungen, über seine Schwäche zu siegen und seinen Charakter bis zuletzt aufrecht zu erhalten. Ich verstand die traurige Bedeutung eines solchen Lebens sehr gut, es machte mir tiefen Schmerz, es würde für ihn so leicht gewesen sein, noch einige warme Sonnenstrahlen über

den Schluß seines Lebens zu gießen, noch einige süße Töne zu hören vor dem letzten Lebewohl, — aber daran war nicht zu denken, der alte Mann war unnahbar.

Ich ging zuweilen an seinem Kabinet vorüber, ohne in dasselbe einzutreten, wenn er ganz allein in einem alten, großen, unbequemen Lehnstuhl saß, umgeben von seinen Hunden, und mit seinem kleinen Enkel spielte, der damals drei Jahre alt war. Es schien, als ob seine steifen Hände geschmeidiger würden und seine gespannten Nerven nachgäben, — in dieser Berührung mit einem Kinde; er schien sich auszuruhen von seinem ewigen Argwohn, Streit und seiner Verachtung, wenn er mit seiner sterbenden Hand die Wiege eines Kindes berührte, das, allein in der Welt, unschuldig und furchtlos ihm zulächelte.

Ich stahl mich dann unbemerkt hinweg, diese Augenblicke des alten Mannes ehrend.

In einem andern Capitel werde ich noch einmal von dieser Zeit sprechen. Jetzt kehre ich zurück zu 1829.

Fünftes Capitel.

Die Kanzlei des Prinzen Yussupoff. — Die Universität Moskau. — Der Chemiker. — Die Professoren von deutscher und nichtdeutscher Abkunft. — Die Rebellion der Studenten. — Die Cholera. — Der Metropolitan Philaret. — Sungurоff. — (1829 – 1833.)

Ohne die Prophezeihungen des Generals ohne Bein in Erwägung zu ziehn, ersuchte mein Vater den Prinzen Yussupoff, mich, als ich zwölf Jahre alt war, in die Kanzlei des Kremlin einzuschreiben.

Dies war natürlich illegal, und nur die Autorität des alten Prinzen konnte so etwas zu Stande bringen, aber das Merkwürdigste daran war, daß es entweder nutzlos oder beleidigend für mich selbst war. Einmal von der Universität geprüft und bestätigt, würde ich von selbst den untergeordneten Rang, den mein Vater für mich verlangte, erhalten haben. Demzufolge würde mir die Einschreibung

gar keinen Vortheil gewährt haben, außer in dem Falle meiner Unfähigkeit, den Cursus an der Universität zu beendigen.

Ich war natürlich niemals auf der Kanzlei, ich wußte kaum, wo sie war; ich mußte nur ein Papier unterzeichnen und drei Jahre später schickte der Prinz Yussupoff (der eine Art Minister des kaiserlichen Palastes in Moskau war) einen Architekten, um meinem Vater anzuzeigen, daß der Senat meine Ernennung zum Civilbeamten bestätigt habe. Ich verstand durchaus nichts vom Dienst, als es nahe daran war, daß er mich um die Aufnahme in die Universität gebracht hätte. Als ich mich nämlich zur Prüfung Behufs der Aufnahme einstellte, wurde mir erklärt, daß ich, in der Kremlin-Kanzlei im Dienst, nicht zugleich Student sein könne. Man empfahl mir, einen vorbereitenden Cursus für eine kleine Prüfung vor einem Comité durchzumachen, welcher als eine Art Certificat diente, um es jungen Leuten möglich zu machen, zu einem höheren Grad im Dienst zu avanciren. Jeder Idiot, jeder Müssiggänger, der genug Geld hatte und einen höheren Rang im Dienste haben wollte, nahm solch ein Certificat, es war eine Art Geldmine wie die, welche der Staat alten Professoren gewährte, welche Privatstunden geben konnten, zu zwanzig Franken die Stunde.

Die Durchfahrt durch diese „fourches caudines“ der Wissenschaft, erfüllte mich mit Schrecken. Ich erklärte meinem Vater fest, daß, wenn es kein anderes Mittel gäbe, um in die Universität einzutreten, ich den Dienst aufgeben wollte, daß es recht gut gewesen sei, mich mit zwölf Jahren einzuschreiben, daß ich aber um nichts auf der Welt meine Aufnahme in die Universität opfern wollte.

Mein Vater wurde böse, daß meine Launen ihn hindern würden, mir eine gute Carrière zu verschaffen, daß es der Fehler meiner Lehrer sei, die meine Gedanken mit Unsinn und Träumereien genährt hätten; aber als er sah, daß mich das Alles wenig rührte, beschloß er selbst am folgenden Tage zum Prinzen zu gehen. Yussupoff lös'te die Frage als großer Herr und ächter Tartar; er rief seinen ersten Secretair und befahl ihm, mir einen Urlaub für drei Jahre auszufertigen. Der Secretair holte ein wenig Athem, hustete und bemerkte zuletzt bescheiden und nicht ohne Furcht: daß dies unmöglich sei, daß man keinen Urlaub auf länger als vier Monate ertheilen könne ohne besondere Erlaubniß des Kaisers.

„Um Himmels willen,“ sagte der Prinz, „was sind das für Schwierigkeiten! wenn wir ihm keinen Urlaub geben können, so schreiben Sie meinen Befehl

in meinem Namen für ihn, den Vorlesungen an der Universität mit beizuwohnen, da ich besondere Absichten hätte mit seiner künftigen Anstellung und schicken Sie eine Copie davon auf die Universität."

Der Secretair schrieb, der Prinz unterschrieb, die Universität nahm es an, und den folgenden Morgen saß ich schon auf den Bänken des Amphitheaters im physikalisch-mathematischen Cursus.

Die Universität von Moskau ist der wahre Mittelpunkt der russischen Civilisation unserer Tage. Vor ungefähr hundert Jahren von Elisabeth gestiftet, organisirt von Lomonossoff fing sie erst nach 1812 an zu blühen. Die Universität wurde wichtig zugleich mit der Stadt. Moskau, das durch Peter I. des Ranges einer kaiserlichen Residenz beraubt war, wurde unwillkürlich durch Napoleon zu dem Range einer Hauptstadt des russischen Volks erhoben. Moskau verbrannte sich selbst für Rußland, Rußland stand auf für Moskau. Das Volk verstand das Bande des Bluts, welches es mit der Stadt vereinte, durch den Schmerz, den es bei der Nachricht empfand, daß der Feind in Moskau eingezogen sei. Von dieser Zeit fing eine neue Epoche für die alte Stadt an. In diesem neuen Leben spielte die Universität eine bedeutende Rolle. Alles vereinigte sich zu ihrer Blüthe, ihre geographische Lage, ihre historische Be-

deutung und, vor allem Andern, die Abwesenheit des Kaisers.

Die geistige Bewegung, welche sich am Anfang dieses Jahrhunderts in Petersburg entwickelte, erreichte eine majestätische Höhe am 26. December und hielt dann plötzlich inne. Dann erschien Nikolaus mit den fünf Galgen, der Zwangsarbeit, der Verbannung, der geheimen Polizei und den endlosen Verfolgungen. Alles ging rückwärts! — Das Blut strömte zurück zum Herzen, und das Leben, das sich von der Oberfläche der Gesellschaft zurückzog, fing an, im Inneren zu kochen und zu gähren. Aus der Finsterniß, die Rußland von dem Anfang der neuen Regierung an bedeckte, erhob sich langsam die Moskauer Universität. Nikolaus haßte sie; er schickte einen General der Armee hin als Curator, er gab den Studenten eine Uniform, befahl zuerst, sie sollten einen Säbel tragen und verbot es dann wieder, schickte Polejaief als gemeinen Soldaten in den Kaukasus wegen einiger unvorsichtigen Verse, und Kostenetzka und seine Freunde als Soldaten nach Orenburg, wegen einiger Prosa; er ließ Kritzki wegen einer zerbrochenen Büste verschwinden, schickte uns in die Verbannung als des St. Simonismus verdächtig und ersetzte den militärischen Curator später durch einen alten unfähigen Mann, der sich

nicht viel um diese „Pflanzschule der Corruption" bekümmerte.

Dieser neue Curator, Prinz Galitzin, war ein Mann, der wenig Erfahrung hatte in den akademischen Streichen. Er konnte sich z. B. lange Zeit gar nicht an die Unordnung gewöhnen, daß keine Vorlesung sein sollte, wenn ein Professor krank war; er richtete es daher so ein, daß alsdann der zweite Professor den ersten ersetzen und dieser wieder von dem folgenden ersetzt werden sollte, und so hätte es kommen können, daß der ehrwürdige Vater Tschernoffski genöthigt gewesen wäre, eine Vorlesung über die Krankheiten der Frauen zu halten anstatt über Theologie und der Professor der Aesthetik anstatt seines Fachs die Pharmacopöa zu lehren gehabt hätte. —

Bei alledem entwickelte sich die Universität kräftig und einflußreich. Die jungen Kräfte Rußlands strömten von allen Seiten dort zusammen, durch alle Eingänge drangen sie ein, von Unten, von Oben, wie zu einem gemeinschaftlichen Behälter. Dort wurden sie von den Vorurtheilen gereinigt, welche sie von dem häuslichen Heerd mitbrachten, sie erhielten eine gemeinschaftliche Erziehung, verbanden sich untereinander und verbreiteten sich von

da über ganz Rußland, durch alle Classen der Gesellschaft.

Die Organisation der russischen Universitäten war sehr demokratisch bis 1848. — Ihre Thore waren offen für einen Jeden, der ein Examen machen konnte und kein Leibeigener war. Die Kronbauern mußten eine Erlaubniß von der Gemeinde haben. Eine Kleinigkeit wurde beim Eintritt bezahlt, ungefähr zwanzig Thaler im Jahr, und selbst dies konnte leicht umgangen werden durch ein Certificat der Armuth. Nach den Revolutionen von 1848 führte Nikolaus schwere Streiche gegen diese Universitäten, beschränkte die Zahl der Studenten, erschwerte die Aufnahme durch verwickelte Formalitäten, erhöhte bedeutend die Aufnahmegelder und nahm davon nur die armen Studenten von Adel aus. Alle diese Beschränkungen gehören zu der Zahl der dummen und abgeschmackten Maßregeln, welche verschwinden müssen mit dem letzten Knarren des Hemmschuhs, der an das Rad der russischen Entwicklung gelegt ist*).

Es ist bis jetzt wenig beachtet worden, wie sehr die Maßregeln, welche Nikolaus während seiner dreißigjährigen Regierung genommen hatte, nicht nur dem Geist der Zeit und dem nationalen Genius

---

*) Geschrieben 1854.

entgegen, sondern auch geradezu retrograd und cynisch eigenmächtig, waren. Die religiöse Unduldsamkeit, die Gesetze für Pässe, die Scheidung in den Classen der Gesellschaft, die Einführung der Todesstrafe, des Gefängnisses für politische Verbrechen, der Organisation der geheimen Polizei, beweisen das hinreichend.

Nur ein Beispiel unter Tausenden. Das Findelhaus und die Banken zur öffentlichen Unterstützung bildeten eines der ruhmwürdigsten Denkmale der Regierung Catharinas II. Die Grundidee: Banken des Credits „foncier et mobilier" zu organisiren, lokale Sparkassen, und ihnen die Verpflichtung aufzuerlegen, von ihren Renten die Findelhäuser und die andern Hospitäler zu erhalten, war außerordentlich verständig. Diese Einrichtungen blühten, jede Provinz hatte ihre kleine Bank, welche die wohlthätigen Einrichtungen aufrecht erhielt, so gut es in einem Lande möglich war, wo jeder Beamte ein Dieb ist. Außerdem kostete dieses Alles dem Staat nicht einen Pfennig. Ein Theil der Kinder blieb in den Findelhäusern selbst, die Uebrigen wurden in den Dörfern vertheilt, die Letzteren wurden freie Bauern; die Ersteren wurden in den Anstalten erzogen; die wenigst Fähigen lernten ein Handwerk, die Begabteren unter den Knaben wurden auf die Universität

geschickt, die Mädchen bildeten eine Pflanzschule von Wärterinnen und Erzieherinnen. Die Kaiserin traf einst in dem Hause von einer ihrer Freundinnen eine junge Dame von ungewöhnlicher Bildung, die Erzieherin der Töchter des Hauses. Die Frau vom Hause erzählte der hohen Beschützerin der Findelhäuser, um ihr ein Compliment zu machen, daß die junge Person aus dem Petersburger Findelhause sei. Man hätte nun denken sollen, daß Ehrenzeichen aller Art augenblicklich an die Lehrer der Anstalt zum Zeichen der Anerkennung vertheilt werden würden. Nein keineswegs! Madame Nikolaus und ihr Gemahl verordneten, daß die Findlinge nicht länger zu den oberen Classen sollten zugelassen werden, sondern daß diese durch die Kinder der armen Officiere besetzt werden sollten. Zu derselben Zeit wurden die Zweig-Findelhäuser auf dem Lande aufgehoben, und nur die zwei großen Anstalten in Moskau und Petersburg blieben. Die Antwort auf diese unmenschliche Maßregel ist in den gedruckten Berichten des Justizministers, in den Listen über Kindermord enthalten.

Die Verschiedenheit der jungen Leute, welche an der Universität zusammen kamen, wurde bald in eine feste Masse verschmolzen. Die gesellschaftlichen Unterschiede der Geburt und des Reichthums wurden

dort nicht so streng beobachtet, als in den englischen Casernen, ich sage nicht: auf den englischen Universitäten, denn diese sind zufolge ihrer ganzen Einrichtung überhaupt nur den Reichen zugänglich. Ein Student, der sich an unserer Universität seiner Geburt und seines Reichthums gerühmt hätte, würde ausgeschlossen worden sein „von Wasser und Feuer" durch die Studenten. Die äußeren Unterschiede zwischen den Studenten gründeten sich auf etwas ganz Anderes. Die medicinische Facultät z. B. hatte nicht dieselbe intime Gemeinschaft mit uns wie die anderen drei Facultäten, sie war von der unsrigen durch einen Garten getrennt und wurde von den Söhnen der Priester und Deutschen besucht. Die Deutschen waren die einzigen Repräsentanten des „bourgeoisen" Geistes des Westens, sie waren nicht beliebt. Die Schüler des Seminariums hielten sich noch weiter von uns entfernt, ihre Ansichten, ihre Sprache, ihre Gewohnheiten passiven Gehorsams, christlicher Demuth, Respect vor den Oberen u. s. w., konnten ihnen unsere Freundschaft nicht gewinnen. Gegen Ende des Cursus jedoch herrschte größere Einigkeit.

Ich trat in die Facultät der mathematischen und physikalischen Wissenschaften ein, obgleich ich nie eine entschiedene Neigung, noch frappante Fähigkeiten für die Mathematik hatte. Der Professor, der

in der Mathematik unterrichtete, war ein sehr gutmüthiger Mann, wir liebten ihn um der Masse von Anekdoten willen, welche er wußte und sehr gut erzählte, aber bei alledem glaube ich nicht, daß er fähig war, die Liebe zu seiner Wissenschaft zu entwickeln. Er hatte die Mathematik bis zu dem Punkte studiert, bis zu welchem die Fragen beim Examen ausgedehnt wurden. Als ein echter Philosoph war er niemals in Versuchung, den „allgemeinen Theil", wie er es nannte, zu lesen. Was aber am merkwürdigsten war, das war, daß er in funfzehn Jahren nur ein einziges Buch gelesen hatte, dies war ein Theil des Cursus der Mathematik von Francoeur, wenn er aber zu den Kegelschnitten kam, bemühte er sich nicht weiter.

Ich hatte die physikalisch-mathematische Facultät erwählt, weil ich anfing, eine entschiedene Vorliebe für die Naturwissenschaften zu fühlen. Diese Richtung meines Geschmacks verdankte ich einer sehr interessanten Bekanntschaft.

Nach der Theilung des Vermögens im Jahr 1822 ging der älteste Bruder meines Vaters nach Petersburg, um da zu leben. Er hatte mehrere illegitime Kinder und war schon mehr als sechzig Jahre alt. Auf einmal kam die überraschende Nach-

richt von seiner Verheirathung; er heirathete eine alte Frau, von welcher er einen Sohn hatte, welchen er legitimisirte, was damals sehr leicht war. Warum legitimisirte er nur diesen Sohn? warum nahm er die alte Freundin zur Frau? Das ist leicht zu erklären: blos weil er wünschte, seine Brüder und Neffen der Erbschaft zu berauben. Es war natürlich, daß er dadurch auf der einen Seite Streit zwischen dem bevorzugten Sohn und den andern Kindern, und auf der andern Seite eine natürlich feindliche Stellung zwischen dem Erben und dessen Oheimen herbeiführen würde.

Im Jahr 1824 wurde er zu St. Petersburg in seinem Wagen von dem Wasser der großen Ueberschwemmung ergriffen, wurde krank und starb im Jahr 1825.

Der Sohn, kaum dreißig Jahre alt, erhielt die Erbschaft. Es wurde viel von ihm in unserem Hause gesprochen, und Alles, was man sagte, bezeichnete ihn als ein großes Original. Er verbrachte beinahe sein ganzes Leben im Laboratorium oder im Studierzimmer; er war einer der ersten Chemiker in Petersburg, ein ausgezeichneter Naturalist, ein Misanthrop, der jede Gesellschaft floh und besonders die der Frauen. Er nahm Besitz von seines Vaters Vermögen in einer Art, welche

der ganzen Verwandtschaft die Augen öffnete. Er gab einer Menge von Dienern, die von seinem Vater tyrannisirt worden waren, die Freiheit und versorgte diejenigen, für die die Freiheit zu spät kam. Der Vater nahm die ungeheure Taxe von hundert Franken jährlich von den Bauern. Die Bauern waren verschuldet, der Sohn erließ ihnen die ganze Schuld, gab ihnen ein ganzes Jahr „gratis“ und verminderte die Taxe auf funfzig Franken. Der Vater hatte versucht, sich der Diener, die er nicht liebte, zu entledigen, indem er sie zu Soldaten machte und die Quittung den Bauern verkaufte, der Sohn gab ihnen die Quittungen zum Geschenk.

Seine Oheime, welche ihre Gefühle von dem Vater auf den Sohn vererbten, zuckten die Achseln und nannten ihn nie anders als den Chemiker, indem sie diesem Namen eine demüthigende Bezeichnung gaben, als ob sie sagen wollten, daß die Chemie keine passende Beschäftigung für einen Edelmann sei. Die Folge war, daß sie bald seine schwache Seite ausfindig machten, die leicht mit ein wenig Sentimentalität ausgebeutet werden konnte, um so mehr, als der Chemiker wirklich in dieser Hinsicht nicht zu entschuldigen war. Er schickte seines Vaters andere Kinder auf ein Landgut, gab

ihnen ein Haus und eine Summe Geldes davon zu leben, und bekümmerte sich weiter nicht mehr um sie. Er liebte sie nicht, und das ist erklärlich. Er und seine Mutter hatten viel wegen dieser Kinder gelitten. In der letzten Zeit von seines Vaters Leben hatten die Unterdrückungen und schrecklichen Scenen so zugenommen, daß der Sohn in einem Anfall von Verzweiflung eine Portion Laudanum verschluckte und nur durch einen bloßen Zufall gerettet wurde; ein Doctor, welcher kam, um ihm bei einem physikalischen Experiment zu helfen, fand ihn fest eingeschlafen am hellen Tag; er wurde argwöhnisch, bemerkte auf seinem Tische ein Fläschchen mit Laudanum, nahm energische Maßregeln und rettete den Chemiker. Dieses Factum erschreckte den Vater für eine kleine Weile, aber, wenn er ihn weniger bedrückte, so beleidigte er ihn tief durch das furchtbare Schauspiel von eines Vaters cynischer Ausschweifung und durch eine gemeine Eifersucht auf den Sohn, welche er nicht verbarg und welche gar keinen Grund hatte. Es ist leicht zu verstehen, welche Bitterkeit, welcher Verdruß das Herz des jungen Mannes füllten. — Zwei Jahre ungefähr nach des Vaters Tode kam die Nachricht, daß der Sohn nach Moskau käme. Ich erwartete ihn mit Ungeduld. Sein großmüthiges Benehmen gegen die

Bauern hatte ihm schon meine Liebe erworben und die ungerechte Feindschaft seiner Oheime gegen ihn hatte dieselbe nur vermehrt. Eines Tages, als ich in meines Vaters Studierzimmer trat, fand ich daselbst einen Mann von kleiner Gestalt, mit einer langen Nase und goldener Brille, einem geistvollen ironischen Ausdruck, halb kahlköpfig und mit demselben Nasenton der Stimme, welchen die ganze Familie meines Vaters hatte. Es war der Chemiker. Mein Vater war kalt und kaustisch ihm gegenüber, sein Neffe bezahlte ihm mit gleicher Münze. Als sie so ihre Kräfte gemessen hatten, fingen sie eine anscheinend gleichgültige Unterhaltung an und schieden mit Höflichkeit, aber mit einem geheimen Gefühl tiefer Abneigung gegen einander. Mein Vater verstand, daß sein Gegner seiner würdig war.

Sie harmonirten nie mit einander. Der Chemiker hielt sich nicht fortwährend in Moskau auf. Wenn er dort war, machte er seinem Onkel alle zwei oder drei Wochen einen Besuch, und darauf beschränkte sich ihr ganzer Verkehr. Nach dem Tode des Senators kam er einmal zu meinem Vater und zeigte ihm den Plan eines Landhauses, welches er zu kaufen wünschte und bat ihn, ihm die Summe von dreißigtausend Franken vorzustrecken. Mein Vater schlug es ab; der Neffe war gereizt und, in-

dem er nach seiner Gewohnheit sich mit einem Finger, der von verschiedenen Säuren gefärbt und verbrannt war, die Nase rieb, sagte er lächelnd: „Ich begreife nicht, warum Sie mir das abschlagen. Ich habe Geld nöthig, um ein Stück Land anzukaufen, welches mein angeerbtes Besitzthum vervollständigen wird, wenn ich Ihnen nicht wiederzahlen kann, was macht es Ihnen für einen Unterschied? wir sind ja Einer des Andern Erben." Der alte Mann von fünfundsiebzig Jahren konnte dem Chemiker diese Satyre nie vergeben. Seitdem haben sie sich nicht wieder gesehen.

Bei einem seiner seltenen Besuche lud der Chemiker, welcher immer außerordentlich freundlich gegen mich war, mich ein, zu ihm zu kommen und seine Sammlungen zu sehen. Ich ging mehrere Male hin. Seine Gesellschaft und sein Benehmen waren mir sehr angenehm, zur Zeit meines Eintritts in die Universität wiederholte ich meine Besuche öfter. Das Leben, welches der Chemiker führte, war in der That sehr originell. Er bewohnte das große Haus seines Vaters auf dem Twerschen Boulevard, d. h. er bewohnte in demselben ein einziges kleines Zimmer, mit einem daran stoßenden Kabinet, welches er in ein Laboratorium umgewandelt hatte. In einer anderen Ecke des Hauses hatte seine alte Mutter

ein Schlafzimmer inne, die übrigen Zimmer waren in demselben Zustande, in welchem sein Vater sie verließ, als er, fünf oder sechs Jahre vorher, nach Petersburg ging. Große geschwärzte Candelaber, extravagante Möbel, welche der alte Mann bei den Antiquaren einhandelte, eine Uhr, welche, wie man sagte, von Peter dem Großen in Amsterdam gekauft worden war, ein großer Armstuhl, welcher Stanislaus Leszinski gehört haben sollte, Rahmen ohne Bilder, Bilder, welche gegen die Wand gekehrt standen, vier oder fünf Portraits des alten Mannes aus seiner Jugend, in einem gestickten Rock, gepudert, mit einem Lächeln, und alle von verschiedenem Colorit, mit Augen von verschiedener Farbe, so gemalt auf einen ausdrücklichen Befehl des Verstorbenen. Diese Merkwürdigkeiten füllten drei große Salons an, welche weder geheizt noch erleuchtet wurden. In den Vorzimmern lagen die Bedienten nachlässig auf Bänke hingestreckt, rauchend und Guitarre spielend, in denselben Vorzimmern, wo einige Jahre vorher kaum Jemand zu athmen gewagt hatte. Einer der Diener zündete eine Kerze an und leitete die Besuchenden durch eine Reihe von Zimmern, die öde und verlassen aussahen, indem er die Gäste warnte, nicht die Mäntel abzunehmen, da die Zimmer kälter seien als die äußere Luft;

eine dicke Lage Staub bedeckte alle die eckigen und sonderbaren Gegenstände, welche in den Spiegeln in Rococco-Rahmen sich wiedergaben und ihren Anblick veränderten und sich bewegten nach der Bewegung des Lichtes. Durch diese Reihe von Zimmern gelangte man endlich an eine Thüre, die mit einem Teppich bedeckt war; diese führte zu einem kleinen Cabinet, in welchem eine tropische Hitze herrschte.

Hier saß der Chemiker in seinem abgetragenen Schlafrock, von Büchern und chemischen Apparaten umgeben; dies war auch seines Vaters Cabinet gewesen, und ich mußte oft daran denken, welche furchtbare und verbrecherische Dinge hier geschehen seien, in demselben kleinen Zimmer, wo nun das Chevaliersche Mikroskop und die chemische Wage, die so unwandelbar gerecht ist, herrschten.

Das häusliche Leben des Chemikers war von seltener Einfachheit. Seine Mutter verbrachte den größten Theil des Jahres auf dem Lande. Wenn sie dorthin ging, nahm sie den Koch mit. Dann kam, gegen vier Uhr Nachmittags, der Kammerdiener des Chemikers mit einer Kaffeekanne in sein Zimmer, in welche er einige Stücke Bouillontafel that, die er auf dem chemischen Ofen, zwischen Phiolen voll verschiedener Gifte, schmelzen ließ. Darauf brachte er

etwas Fleisch, beim Restaurant zubereitet, Brod und ein Glas Wasser. Das war das ganze Mittagessen. Nach demselben wusch der Kammerdiener die Kaffeekanne aus, welche nun zu ihren natürlichen Funktionen zurückkehrte. Gegen elf Uhr Nachts nahm der Kammerdiener die Bücher und Papiere vom Sopha, breitete ein Betttuch darüber aus, legte Kissen darauf und verwandelte so mit derselben Leichtigkeit, wie er es zur Küche und zum Eßzimmer gemacht hatte, die Stube in ein Schlafzimmer.

Vom Anfang unserer Bekanntschaft an bemühte sich der Chemiker, da er sah, daß ich ein Freund vom Studieren war, mich zu überreden, die „unnützen Beschäftigungen mit der Literatur" und die „nutzlos gefährliche mit der Politik," zu verlassen und mich den Naturwissenschaften zu widmen. Er gab mir zwei vortreffliche Werke um meine Liebe zu den Naturwissenschaften zu wecken. Dies waren die „geologischen Gespräche" von Cüvier und die „Organographie der Vegetabilien" von Decandolle. Später, als er sah, daß diese Lectüre mich ernstlich interessirte, schlug er mir vor, mich gründlich damit zu beschäftigen, machte mir ein Geschenk mit einer kleinen Sammlung von Mineralien, und bot mir seine Instrumente und seine Hülfe an.

Auf seinem Felde war er ein sehr interessanter

Mann von außerordentlicher Gelehrsamkeit; er hatte Alles gelesen und Alles behalten und konnte sehr liebenswürdig sein. Er kannte eine Menge merkwürdiger Anekdoten aus dem Leben der großen Naturforscher; vom Stein bis zum Orang-Outang interessirte ihn Alles, aber über diese Gränze hinaus fühlte er sich nicht länger zu Hause. Er war weder conservativ, noch retrograd, aber er hatte überhaupt keinen Glauben an die Menschen, er hielt sie nicht für fähig, anders zu leben, als sie es thun; der Egoismus, der einzige Quell aller Thätigkeit, war, nach seiner Ansicht, nur durch zwei Kräfte beschränkt: durch die Thorheit der Phantasten und die Unwissenheit der Massen. Sein Materialismus empörte mich. Der oberflächliche und ein wenig furchtsame Voltairianismus meines Vaters hatte nicht den ruhig logischen, entschiedenen Charakter von des Chemikers Standpunkt. Dieser erinnerte mich immer an die merkwürdige Antwort, die Lalande Napoleon gab, als dieser Letztere ihm sagte: „Sie wissen, daß selbst St. Paul die Hypothese von Gott annahm?" „Sire," erwiederte der Astronom „in meinen Untersuchungen habe ich diese Hypothese nie nöthig gehabt."

Der Atheismus des Chemikers ging weit über die bloße Negation der Theologie hinaus. Er bestrebte sich, jede speculative Construktion wegzuwerfen;

er fand, daß Geoffroy St. Hilaire zu deutsch, und daß Oken ein Narr sei. Mit derselben tiefen Verachtung, mit welcher mein Vater Karamsins Geschichte bei Seite gelegt hatte, schloß er die Bücher der Naturphilosophen, indem er sagte: „das sind sonderbare und mystische Leute, sie erfinden eine Menge Dinge: das Absolute, die letzten Ursachen, die Lebenskraft ꝛc. und dann versuchen sie noch dazu Alles dies aus der wirklichen Welt zu beweisen und verwundern sich, wie es kommt, daß die Menschen nicht ein einziges Wort von alledem verstehen.“ — Er war noch einmal mein Vater nur in einer anderen Ausgabe, unter anderen Umständen und mit einer verschiedenen Erziehung

Er fand, daß der Mensch nicht mehr verantwortlich ist für seine Handlungen als jedes andere Thier, daß das Benehmen überhaupt das Resultat des Organismus, der Umstände und besonders der Gehirnnerven ist, von welchen man gewöhnlich mehr erwartet, als sie leisten können. Er verabscheute das Familienleben, sprach mit Abscheu vom Heirathen und bekannte naiv: daß er dreißig Jahre alt geworden sei, ohne je eine Frau geliebt zu haben. Seine sanfteren Gefühle zeigten sich nur in seiner großen Güte gegen die Bauern und Dienstboten, welche er die schlechte Behandlung seines Vaters

vergessen zu machen suchte, und in seinem Benehmen gegen seine Mutter; sie hatten lange zusammen gelitten, sie waren fest an einander gekettet durch gemeinsame Leiden; sie war alt und gebeugt, er umgab ihr Leben mit Ruhe und Aufmerksamkeit, so gut er dies zu thun verstand.

Man muß sich aber nicht denken, daß er seine Art zu denken, predigte; davon weit entfernt, zeigte er sie nur gelegentlich. Ich veranlaßte ihn oft zu Erklärungen. Er antwortete, beinahe gegen seinen Willen, auf meine romantischen und metaphysischen Bemerkungen, mit ein paar Worten, gewöhnlich lächelnd und mit der Schonung, mit welcher alte, ausgewachsene Neufundländer-Hunde mit kleinen Spaniards spielen, ihnen erlauben sie ein wenig zu beißen und sie sanft hinwegstoßen, wenn die kleinen Gegner bellen, springen und Lärm machen. Es war gerade diese Art und Weise, die mich meinerseits auch reizte, und ich kam immer wieder tapfer auf den Angriff zurück, ohne mehr Boden zu gewinnen. Zwölf Jahre später verstand ich — ich verstand dann auch die Richtigkeit von vielen Bemerkungen meines Vaters — daß der Chemiker beinahe in Allem Recht hatte, daß er sogar die große Theorie des Materialismus, welche die Basis der ganzen modernen Naturwissenschaften ist, in etwas anticipirt hatte.

Gegen das Ende meines Cursus ging der Chemiker nach Petersburg, und ich sah ihn nicht wieder bis nach meiner Rückkehr von Wiatka. Es war einige Monate nach meiner Heirath. Ich ging, halb incognito, im Jahre 1838 von Wladimir nach einem Landsitz, wo sich mein Vater aufhielt, um mich schließlich mit ihm zu versöhnen, denn er war mir noch böse wegen meiner Heirath. Ich hielt auf meinem Wege in dem Dorfe des Chemikers an und stieg ab in dem Hause, von welchem ich früher gesprochen habe. Der Chemiker empfing mich herzlich, ordnete ein Mittagsessen an und brachte sogar mir zu Ehren zwei Flaschen Champagner zum Vorschein. Es waren ungefähr vier Jahre vergangen, seit wir zuletzt uns sahen, er war noch immer derselbe; vor dem Essen fragte er mich ganz ernsthaft: „Sagen Sie mir ganz offen, wie gefällt Ihnen die Ehe? ist es gut?“ Ich lachte. „Welch ein Muth,“ sagte er, „ein Mensch muß doch in einem ganz abnormen Zustande sein, um solch einen Entschluß zu fassen. Zwei oder drei verschiedene Partien sind mir proponirt worden und sehr gute, aber wenn ich mir denke, daß eine Frau kommen und sich in Alles mischen soll, mich zwingen, mich anzukleiden, keinen zu starken Tabak zu rauchen, auszugehen, kurz daß sie das ganze Haus um und um kehren wird, das füllt mich mit

solchem Entsetzen, daß ich vorziehe, allein zu sterben."

„Soll ich die Nacht hier bleiben oder gleich weiter fahren zu meines Vaters Gut?" fragte ich nach dem Essen.

„Ich habe Platz genug für Sie," sagte er, „aber ich denke, es ist besser für Sie, diesen Abend bei Ihrem Vater anzukommen. Sie werden um zehn Uhr da sein. Sie wissen, er ist noch böse auf Sie. Demnach ist es ganz in Ihrem Interesse, dort des Abends anzukommen, die Nerven alter Leute sind gegen Abend immer mehr abgespannt, er wird nachsichtiger sein und sanfter, während Sie ihn morgen früh ganz gewaffnet finden werden für eine furchtbare Scene."

„O wie erkenne ich darin meinen vormaligen Doctor der Physiologie," sagte ich lachend, „diese Bemerkung erinnert mich an die Zeit, als ich gleich Göthes Wagner kam, Sie mit meinem Idealismus zu langweilen und Sie mir Lösungen ähnlicher Art gaben."

„Sie haben jetzt lang genug gelebt," sagte er auch lachend, „um zu wissen, daß die Nerven Alles sind."

„Eine graue Katze lief zwischen uns her seitdem" (wie unsere Bauern sagen) und wir hielten uns fern von einander. Ich denke, wir hatten

Beide Unrecht, er durch seine Vernachlässigung der Geschwister, ich durch meine Unduldsamkeit. Im Jahr 1846 schrieb er mir einen Brief, welcher nicht weniger charakteristisch ist als die Scene, die ich so eben beschrieben habe. Zu der Zeit war ich in der Mode, zwei oder drei meiner Publicationen in verschiedenen Revüen hatten Aufsehn gemacht. Der Chemiker schrieb mir, um zu sagen, daß er mit tiefem Bedauern gesehen hätte, wie ich mich zu frivolen Beschäftigungen wende; daß er sich mit mir versöhnt hätte in Folge meiner Artikel über „das Studium der Natur", daß er durch diese Artikel, so viel es ihm überhaupt möglich sei, von deutscher Philosophie verstanden habe, daß ich aber nun, anstatt den Weg zu verfolgen, angefangen habe, Kleinigkeiten zu schreiben, um dem Publikum zu gefallen ꝛc." — Ich antwortete mit einigen freundlichen Worten, und so endeten unsere Beziehungen.

Wenn diese Blätter in die Hände des Chemikers fallen sollten, so bitte ich ihn, sie am Abend zu lesen, wenn die Nerven abgespannt sind, und ich bin sicher, er wird mir meine Erzählung verzeihen um der ernsten und lieben Erinnerung willen, die ich von ihm bewahrt habe.

Auf die Einzelheiten meines Cursus will ich nicht eingehn, wir sind keine Deutsche.

„Wir lernen ein wenig von jedem Ding,
Irgendwas und irgendwie.“ — (Puschkin).

Die Zeit, die ich auf der Universität zugebracht hatte, war für mich vom größten Nutzen, sowohl was das Katheder betrifft als das Auditorium. Die ganze Schicht der jungen Leute, welche mit mir dort waren, war sehr edeldenkend. Eine strenge öffentliche Meinung hielt auch die Schwächsten in Ordnung. Ich erinnere mich nicht eines einzigen Falles von einer Angeberei oder Verrätherei. Manche Worte, die in den Streitigkeiten der jungen Leute, die noch nicht ganz an Vorsicht gewöhnt waren, gesprochen wurden, drangen nicht durch die Mauern unseres Auditoriums. Ein unbedeutender Mensch, den seine Mutter (unter der aristokratischen Androhung der Peitsche) wegen der Malow'schen Sache befragte, erzählte ihr alle Einzelheiten. Die liebende Mutter eilte zu dem Rector und führte die Angeberei des Sohnes als einen Beweis seiner Reue an. Sobald wir dies erfuhren, riethen wir ihm, seinen Cursus zu beendigen und die Universität zu verlassen.

Die Malow'sche Sache, für welche ich auch im Carcer saß, verdient einige Worte der Erklärung. Malow war ein dummer, roher, uncivilisirter Professor der polytechnischen Abtheilung. Die Studenten

verachteten ihn und lachten über ihn. Als dieser selbe Professor mehr und mehr impertinent wurde gegen die Studenten, beschlossen sie, ihn aus dem Auditorium zu treiben. Nach einer Berathung schickten sie einen Gesandten in unsere Abtheilung und luden uns ein, mit einer Hülfsarmee zu kommen. Ich machte augenblicklich einen Aufruf, um eine Hülfsarmee zu bilden, einige Studenten gingen mit mir; als wir in den polytechnischen Lehrsaal kamen, drehte sich Malow herum und sah uns. Die Gesichter der Studenten drückten Furcht aus, daß er gerade an diesem Tage keine groben Bemerkungen machen würde. Diese Furcht verschwand aber bald. Das überfüllte Auditorium machte einige Bewegungen, fing an zu scharren, es gab ein dumpfes halb unterdrücktes Geräusch.

Malow machte Bemerkungen, die Studenten scharrten mit den Füßen. „Sie drücken Ihre Gedanken aus wie die Pferde, mit den Füßen," sagte Malow, der sich wahrscheinlich einbildete, daß die Pferde wirklich beim Trab und Galopp denken. Auf diese Aeußerung hin fing der Lärm recht an, Pfeifen, Zischen, Schreien, „fort mit ihm, fort mit ihm, pereat!" Malow, blaß wie der Tod, machte verzweifelte Anstrengungen, um die Stille herzustellen, und konnte es nicht erreichen. Die Studenten

sprangen auf die Bänke. Malow schlich vom Katheder und drängte sich durch zur Thür. Das Auditorium folgte ihm, verfolgte ihn durch den Hof der Universität in die Straße und warf ihm seine Ueberschuhe nach. Der letzte Umstand war wichtig, einmal in der Straße nahm die Sache einen andern Charakter an; aber wo in der Welt wären die jungen Leute von siebzehn und achtzehn Jahren, die dies überlegt hätten? Der Universitätsrath versammelte sich und veranlaßte den Curator, der Sache ein Ende zu machen und entweder die Schuldigen oder sonst wen in das Carcer zu stecken. Dies war kein dummer Rath. Im entgegengesetzten Falle hätte es passiren können, daß der Kaiser einen Flügeladjutanten geschickt hätte, der gegen Empfang eines Ordens aus der Sache eine Verschwörung, einen Aufruhr gemacht und vorgeschlagen hätte, uns Alle zur Zwangsarbeit zu schicken, von wo der Kaiser uns zu Soldaten würde begnadigt haben. So aber begnügte sich der Kaiser, da er das Laster bestraft und die Tugend triumphirend sah, damit, den Willen der Studenten zu bestätigen und den Professor seiner Stelle zu entsetzen. Wir trieben Malow bis zu der Thür der Universität, und der Kaiser trieb ihn hinaus. „Vae victis“ mit Nikolaus,

aber dieses Mal konnten wir uns nicht über ihn beklagen.

So fing also die Geschichte an, am folgenden Tag, nach Tisch, kam der Thürsteher des Directoriums zu mir; ein grauer Alter, der es gewissenhaft wörtlich nahm, daß ihm die Studenten Trinkgeld gaben und sich daher mehr in einem Zustand der Trunkenheit als der Mäßigkeit hielt. Er brachte im Aermelaufschlag seines Mantels ein Billet vom Rector, der mir befahl um sieben Uhr Abends vor ihm zu erscheinen.

Nach ihm kam ein Student, bleich und erschrocken, ein Baron aus den Ostseeprovinzen, der ebenfalls eine Einladung erhalten hatte, da er auch eines der unglücklichen Opfer war, welche ich dorthin geführt hatte. Er fing an', mich mit Vorwürfen zu überhäufen, und fuhr fort, indem er mich um Rath fragte was er sagen solle. „Verzweifelt lügen müssen Sie, Alles leugnen, ausgenommen den Lärm und daß Sie in der Vorlesung waren," antwortete ich ihm.

„Und wenn der Rector fragt, warum ich in der polytechnischen Vorlesung war und nicht in unserer?"

„Warum? wissen Sie denn nicht, daß der Professor Heimann seine Vorlesung nicht hielt? da sagen Sie nur einfach: Sie hätten Ihre Zeit nicht

verlieren wollen und wären gegangen, die andere zu hören.“

„Er wird es nicht glauben.“

„Das ist seine Sache.“ —

Als wir in den Hof der Universität eintraten, sah ich meinen Baron an, sein geschwollenes Angesicht war sehr bleich, und es war augenscheinlich, daß ihm sehr elend zu Muthe war. „Hören Sie,“ sagte ich, „Sie können gewiß sein, daß der Rector nicht mit Ihnen, sondern mit mir anfangen wird. Sagen Sie ihm dieselben Dinge wie ich, mit einigen Variationen, Sie thaten ja wirklich nichts Besonderes. Eins nur vergessen Sie nicht: für den Lärm und die Lügen werden Sie im Carcer sitzen müssen, aber wenn Sie schwätzen und meinen Aussagen widersprechen, so werd' ich es den Studenten mittheilen, und dann werden wir Ihnen das Leben verbittern.“ Der Baron versprach und hielt Wort.

Dwigubski war damals Rector; er war einer der Typen und Ueberbleibsel der antediluvianischen Professoren oder lieber der Feuermänner von 1812. — Sie sind jetzt ausgestorben, wie überhaupt mit der Curatorschaft des Prinzen Obolenski die patriarchalische Periode der Universität von Moskau endigte. In der Zeit ihrer Oberherrschaft hatten sich Jene gar nicht mit der Universität beschäftigt,

die Professoren lasen oder lasen nicht, die Studenten gingen in die Collegien oder gingen nicht, gerade wie sie Lust hatten, sie kleideten sich nicht in die Uniform „ad instar“ der reitenden Jäger, sondern in verschiedene excentrische Costüme mit kleinen Mützchen, die kaum die jugendliche Fülle des Haares bedeckten. Die Professoren waren eingetheilt in zwei feindliche Lager, die sich gegenseitig friedlich haßten, das eine Lager bestand ausschließlich aus Deutschen, das andere aus Nichtdeutschen. Unter der Zahl der Deutschen waren vortreffliche Leute, wie die Loder, die Fischer, die Hildebrandt und auch Heim; sie waren ausgezeichnet durch ihre Unwissenheit und den absoluten Mangel jedes Wunsches, die russische Sprache zu lernen, durch ihre Kälte gegen die Studenten, durch den Geist des westlichen Clientismus und die westliche professionelle Art und Weise, durch unmäßiges Cigarrenrauchen und eine ungeheure Menge Orden, welche sie niemals abnahmen. Die Nicht-Deutschen kannten keine lebende Sprache außer der russischen; sie waren servile Patrioten, ungeschickte Seminaristen, wurden von der Gesellschaft ausgeschlossen, und anstatt des unmäßigen Gebrauchs von Cigarren gebrauchten sie unmäßig Branntwein. Die Deutschen waren zum größten Theil von Göttingen, die Nicht-Deutschen waren Priesterkinder.

Dwigubski gehörte zu den Nicht-Deutschen. Seine Erscheinung war so würdevoll, daß ein Student, der gerade das Seminar verlassen hatte und sich eine Karte bei ihm holen wollte, ihn bat, ihm seinen Segen zu ertheilen und ihn fortwährend: „Vater Rector!" nannte. Er glich auch einer Eule mit dem Kreuz des Annenordens um den Hals, so hatte ihn ein anderer Student, der eine mehr weltliche Bildung erhalten hatte, gezeichnet. Er pflegte von Zeit zu Zeit mit dem Decan Jumakow oder mit Katelnitzki, (welcher einen Schrank mit der Aufschrift „Materia medica" verwaltete ohne zu wissen, warum derselbe in dem mathematischen Lehrsaal stand) in unser Collegium zu kommen; oder er kam mit Reis, den man von Deutschland hatte kommen lassen, weil sein Onkel sich sehr gut auf Chemie verstand; Reis, der, wenn er auf französisch las, einen Docht: „bâtou de cotou" nannte und „Fisch" sagte, wenn er „Gift" meinte („poison," „poisson") und das Wort: Blitz, so aussprach, daß man sich einbildete er sei böse. Wir sahen sie alle mit Staunen an wie eine Sammlung Fossilien, oder wie die letzten Abenceragen, oder die Repräsentanten einer anderen Zeit, jener Zeit der Tredakowski und Kostrewi, der Zeit wo man Cheraskow und Knaschnin las, der Zeit des guten Professors Dilte, welcher zwei Hunde

hatte, einen der fortwährend bellte und einen andern, der niemals bellte, weshalb er den einen sehr treffend: „den Schwätzer" nannte und den andern „den Verschwiegenen." —

Dwigubski indessen war kein guter Professor; er empfing uns sehr streng und war grob; ich erzählte ihm wunderbaren Unsinn und war nicht höflich; der Baron trieb die Sache noch weiter. Dwigubski, gereizt, befahl uns, am folgenden Morgen vor dem Rath zu erscheinen; dort wurden wir gerichtet und verurtheilt in einer halben Stunde Zeit, und das Urtheil wurde dem Prinzen Galitzin zur Bestätigung überschickt.

Kaum war ich damit fertig, fünf oder sechs Mal in unserem Auditorium die Scene des Gerichtshofs und die Universitätsgerichtspflege dramatisch darzustellen, als plötzlich, beim Anfang der Vorlesung, ein Inspector erschien (früher französischer Tanzlehrer und zuletzt Major im russischen Dienst) begleitet von zwei Unteroffizieren, mit einem geschriebenen Befehl, mich in das Carcer abzuführen. Ein Theil der Studenten begleitete mich in den Hof. Als wir gingen, schwenkten sie Alle die Mützen und Hüte, die Universitätssoldaten trieben sie zurück, die Studenten widersetzten sich.

In dem schmutzigen Keller, welcher als Carcer

diente, fand ich schon zwei Gefangene anwesend, drei andere waren in einem anstoßenden Zimmer; sechs Personen wurden im Ganzen für die Sache bestraft. Wir sollten keine Nahrung haben als Wasser und Brod. Der Rector bot uns etwas Suppe an, wir schlugen sie aus und thaten Recht daran. Sobald es dämmrig und die Universität öde wurde, brachten unsere Kameraden uns Wildpret, Käse, Cigarren, Wein und Likör. Die Schildwache wurde ärgerlich, brummte, nahm ein Zwanzigkopekenstück und brachte uns die Vorräthe. Mitternacht kam heran, da entfernte sie sich etwas mehr und erlaubte so einigen Gästen, zu uns herein zu schlüpfen. So verbrachten wir die Nächte in der besten Unterhaltung und legten uns am Morgen schlafen. Einmal jedoch fiel es dem Vicecurator Panin ein, eine nächtliche Runde zur Ueberwachung des kaiserlichen Gefängnisses im Keller zu machen. Kaum hatten wir unser Licht unter dem Stuhl angezündet, um es von Außen unsichtbar zu machen, und kaum hatten wir uns zum nächtlichen Mahl niedergesetzt, als ein Klopfen am äußern Hofthor gehört ward, nicht jenes leise Klopfen, welches die Schildwache locken soll zu öffnen, und welches diese mehr gehört zu werden fürchtet als es selbst nicht zu hören, nein — dies war ein Klopfen mit Autorität. Der Soldat war

halb todt vor Schrecken, wir packten unsere Flaschen und die Studenten zusammen in eine Abtheilung des Kellers, bliesen das Licht aus und warfen uns auf unsere Lager. Panin kam. „Es scheint sie rauchen", sagte er zu dem Inspector, der die Laterne trug, welche kaum sichtbar wurde in den dicken Rauchwolken. „Woher nehmen sie Feuer, gabst Du es ihnen?" Der Soldat schwor, daß er es nicht gab. Wir sagten, daß wir Feuerzeug bei uns hätten. Der Inspektor versprach, die Cigarren weg zu nehmen, und Panin verließ uns, ohne zu bemerken, daß da mehr Mützen waren als Köpfe.

Am Sonnabend Abend kam der Inspector und erklärte, daß ich und noch ein Anderer gehen könnten, aber daß die Anderen bis zum Montag sitzen müßten. Diese Erlaubniß schien mir beleidigend, und ich fragte den Inspector, ob ich auch bis zum Montag bleiben könne. Er trat einen Schritt zurück, sah mich mit dem streng gnädigen Blick an, mit welchem im Ballet Czaren und Herren den Zorn tanzen, und, indem er sagte: „Sitzen Sie hier, so lange Sie wollen," ging er weg. Zu Haus zürnte man mir mehr über dieses als über die ganze Geschichte.

So war es also im Gefängniß, wo ich die erste Nacht zubrachte, die ich außer dem väterlichen Hause

verlebte. Bald nachher mußte ich in ein anderes Gefängniß wandern, wo ich nicht eine Woche sondern neun Monate blieb, von wo ich nicht nach Haus zurückkehrte, sondern ins Exil ging.

Unter den außerordentlichen Begebenheiten unseres Cursus, welcher vier Jahre dauerte, weil die Universität während der Zeit der Cholera geschlossen blieb, waren, außer der Cholera selbst, die Besuche Humboldt's und Uwaroff's bemerkenswerth. Wir sehen im Allgemeinen auf Europa und die Europäer wie Leute aus der Provinz auf die Bewohner der Hauptstadt sehen, mit Unterwerfung und einem Gefühle eigener Schuld, indem man jeden Unterschied für einen Mangel nimmt, über seine eigene Unwissenheit erröthet, sie zu verbergen strebt, sich selbst unterordnet und Jene nachzuahmen sich bemüht. Wir waren noch schüchtern und hatten uns noch nicht erholt von der Spötterei Peter des Großen und den Beleidigungen Birons, von dem Hochmuth der Deutschen im russischen Dienst und von dem Einfluß der französischen Erzieher. Die Leute im Westen klagen uns der Verstellung und der Heuchelei an, sie nehmen unseren Wunsch zu scheinen und zu prahlen für einen Wunsch zu hintergehen. Unter uns sind die Leute bereit, liberal zu sein mit den Liberalen, sich zu verständigen mit den Legitimisten über die

Legitimität und Alles dies ohne Nebengedanken, nur aus Höflichkeit und Coquetterie. Die Beule der Anerkennung ist stark in unserem Gehirn entwickelt.

„Der Prinz Dimitri Galitzin," sagte Lord Durham einst, ist ein wirklicher Whig in der Seele."

Der Prinz D. Galitzin war ein ehrenwerther russischer Adeliger, aber weshalb er ein Whig war, das kann ich nicht verstehen. Man mag überzeugt sein, daß er wünschte, Lord Durham zu gefallen, und sich deshalb für einen Whig ausgab.

Die Ankunft Humboldts in Moskau war keine Kleinigkeit. Der General-Gouverneur, verschiedene Chefs des Kriegs- und Civildepartements, der Senat, Alles versammelte sich, das große Ordensband über die Schulter, in voller Uniform, die Professoren kriegerisch angethan mit Säbeln und dreieckigen Hüten. Humboldt, der Nichts der Art vermuthete, kam in blauem Frack mit goldnen Knöpfen und war natürlich ganz verwirrt. Vom Eingang bis zu dem Saal der Naturforscher waren ihm Fallen gelegt; hier war ein Rector, dort ein Decan, hier ein junger Professor, dort ein Veteran, der seine Laufbahn beschloß und daher sehr langsam sprach. Alle empfingen ihn mit Anreden, entweder auf Lateinisch, Deutsch oder Französisch, und Alles das geschah in

den furchtbaren Steinröhren, welche sie Corridore nannten, in welchen man sich unmöglich aufhalten konnte — wenn auch nur für einen Augenblick — ohne sich für Monate zu erkälten. Humboldt hörte Alles mit an, den Hut in der Hand, und antwortete auf Alles. Ich bin überzeugt, daß die Wilden mit welchen er zusammentraf, die Rothhäute und die Kupferfarbigen ihm weniger Mühe gemacht haben, als dieser Empfang in Moskau.

Als er zuletzt den großen Saal erreichte und sich setzte, mußte er sogleich wieder aufstehn, denn der Curator Pisarew hielt es für nöthig, einen Tagesbefehl in russischer Sprache vorzulesen über die Verdienste Sr. Excellenz des berühmten Reisenden. Nach ihm las Sergei Glinka, ein alter Offizier von 1812, mit schwerer Zunge und heiserer Stimme, Verse, die er selbst gemacht hatte und welche folgendermaßen anfingen:

„Humboldt, Prometheus unserer Tage.“ —

Humboldt wünschte von seinen Beobachtungen über die Magnetnadel zu sprechen, seine metereologischen Beobachtungen vom Ural mit denen, welche in Moskau gemacht worden waren, zu vergleichen, aber statt dessen kam der Rector, um ihm einen Gegenstand zu zeigen, der aus dem kaiserlichen Haar Peter I. ge-

macht war. Kaum daß Resa und Ehrenberg Zeit fanden, ihrer Entdeckungen zu erwähnen.*)

In unserer nicht officiellen Welt gingen die Sachen nicht besser; zehn Jahre vorher wurde Liszt auf eine ähnliche Weise in Moskau empfangen. In Deutschland trieb man auch vielen Unsinn auf seine Rechnung, aber hier hatten die Sachen einen ganz verschiedenen Charakter; in Deutschland war das Alles Exaltation alter Jungfern, Sentimentalität, Blumenstreuen; bei uns war es Unterwerfung, Anerkennung einer höheren Macht, ausgedrückt etwa in diesen Worten: „ich habe die Ehre vor Ew. Excellenz zu erscheinen.“ Hier wurde unglücklicherweise Liszt's Ruf als Lovelace erhöht, die Damen dräng-

---

*) Wie verschieden Humboldts Reise in Rußland angesehen wurde, kann man aus der Erzählung eines Uralschen Kosacken sehen, welcher in der Kanzlei des Gouvernements Perm diente. Er liebte es zu erzählen, wie er den verrückten preußischen Prinzen „Humplot“ begleitet habe. „Was that er denn?“ „O Allerlei, er nahm das Gras auf, besah den Sand, und als er in den Schwefelminen war, sagte er mir durch den Dolmetscher, ich solle in das Wasser springen und herausbringen, was auf dem Grunde sei. Ich brachte was auf dem Grunde war. Er fragte: „war das Wasser kalt?“ ich dachte: „halt mein Freund, du sollst mich nicht fangen,“ ich drehte mich um und sagte: „das ist meine Pflicht und Schuldigkeit Ew. Excellenz, es ist Alles einerlei, ob es kalt oder warm ist, ich muß hinein springen.“ —

ten sich um ihn, wie Bauernknaben auf der Landstraße um einen Reisenden, der anhält um Pferde zu wechseln, sich neugierig drängen, ihn anstarren, seinen Wagen, seinen Hut, kurz Alles an ihm. Ein Jeder hörte nur auf Liszt, ein Jeder sah nur nach ihm. Ich erinnere mich, daß eines Abends Chomakow, über ein solches Publikum erröthend, zu mir sagte: „lassen Sie uns mit einander streiten über irgend einen Gegenstand, um Liszt zu zeigen, daß Menschen hier im Zimmer sind, welche sich nicht ausschließlich mit ihm beschäftigen." Um unsere Damen zu trösten, kann ich übrigens nur Eins sagen: daß die englischen Damen sich gerade so um andere Berühmtheiten drängen, z. B. Kossuth, Garibaldi u. A. — Aber wehe dem, der gute Manieren von den Engländern lernen wollte!

Der zweite berühmte Reisende war auch ein Prometheus unserer Tage, nur mit dem Unterschied, daß er das Licht nicht dem Jupiter stahl, sondern den Menschen. Dieser Prometheus, nicht blos von Glinka, sondern sogar von Puschkin besungen, war der Minister des öffentlichen Unterrichts (damals noch nicht Graf) Uwaroff. Er setzte uns in Verwunderung mit seinen vielen Sprachkenntnissen und der großen Menge anderer Dinge, die er wußte, er war gleich einer Musterkarte von den Anfangs-

gründen alles Wissens. Zur Zeit Alexanders schrieb er liberale Broschüren in französischer Sprache, dann correspondirte er mit Göthe auf Deutsch über griechische Gegenstände. Als er Minister war, sprach er über die slawische Poesie des 4. Jahrhunderts, worauf ihm Kathsenowski bemerkte: daß es damals für unsere Vorfahren die Zeit gewesen sei, mit Bären zu fechten und nicht die von den Göttern von Samothracia und ihrer Autokratie zu singen. Er trug in der Tasche einen Brief von Göthe als eine Art Patent. Darin machte Göthe ihm ein sonderbares Compliment, indem er sagte: „Sie entschuldigen sich wegen Ihres Styls, Sie haben erreicht, was ich nie konnte, Sie haben die deutsche Grammatik vergessen.“

Dieser verkappte Pic de la Mirandola führte eine neue Art von Examen für die Studenten ein. Er befahl, eine Auswahl der besten Studenten zu treffen, um einem Jeden eine Vorlesung, anstatt des Professors, über ihren speciellen Gegenstand halten zu lassen. Der Decan wählte natürlich die Gewandtesten.

Diese Vorlesungen dauerten die ganze Woche. Die Studenten mußten sich für alle Themata ihres Cursus vorbereiten, dann zog der Decan eine Karte mit einem Namen darauf. Uwaroff lud die ganze

Moskauer Aristokratie dazu ein, die Archimandriten und Senatoren, den General-Gouverneur und Se. Excellenz den Poeten Dimitri. Alle waren versammelt.

Mir fiel das Loos zu, anstatt Lowetzki über Mineralogie zu lesen. Auch dieser Gute starb schon!

„Wo ist unser alter Lancheron?
Wo ist unser alter Bennigsen?
Ihr also auch, ihr seid nicht mehr?
Ihr also auch verschwandet! (Puschkin.)

Alexis Lowetzki war groß, bewegte sich schwerfällig, er war ein Mann, der hart arbeitete, einen breiten Mund hatte und ein breites Gesicht, welches durchaus nichtssagend war. Einen erbsenfarbigen Mantel mit Kragen von verschiedener Länge, wie sie zur Zeit des Consulats getragen wurden, abnehmend, fing er schon im Corridor mit seiner einförmigen und leidenschaftlosen Stimme, die sehr gut zu seinem steinigen Gegenstand paßte, zu sprechen an: „Wir beschlossen die letzte Stunde, indem wir sagten, daß dem Silicium“, dann trat er ins Auditorium ein, setzte sich und fuhr fort: „das Aluminium folgt.“ Er hatte unveränderliche Rubriken für die normalen Beschreibungen jedes Minerals gefunden, er wich niemals davon ab; für Einige hatte er die Charakteristik nur negativ zu geben gewußt, z. B. „eine

Krystallisation, welche nicht krystallisirt; ein Gebrauch, welcher nie gebraucht wird; ein Vortheil, welcher den Organismus beschädigt ꝛc." Er vernachlässigte übrigens nicht, poetische und moralische Bemerkungen zu machen und jedesmal, wenn er uns nachgemachte Steine zeigte, fügte er hinzu: „Meine Herren, dieser betrügt." In der Landwirthschaft fand er, es sei die moralische Eigenschaft eines guten Hahnes, wenn „er ein Liebhaber von Hennen und vom Singen" sei, und die exclusive Eigenschaft der aristokratischen Race bestand für ihn darin: „daß die Kniee kahl seien." Er verstand auch sehr rührend zu erzählen: wie die Fliegen berichten, wenn sie an schönen Sommertagen auf den Bäumen umherschweifen und von dem Harz benetzt werden, das den Bernstein bildet, und dann fügte er immer hinzu: „Meine Herren, dies ist eine Prosopopöe!"

Als der Decan meinen Namen rief, war das Publikum schon müde; zwei mathematische Vorlesungen hatten Angst und Schrecken unter den Leuten verbreitet, welche nicht ein einziges Wort davon verstanden. Uwaroff verlangte, daß es Jemand Lebhaftes sein solle mit beredter Zunge. Ich wurde gerufen. Ich stieg auf das Katheder. Lowetzki saß unbeweglich neben mir, seine Hand auf den Knieen liegend, wie Memnon oder Osiris, — er war be-

sorgt. Ich flüsterte ihm zu: „Wie glücklich, daß der Zufall mich erwählt hat, für Sie zu lesen, ich werde sie nicht verrathen.“ „Rühmen Sie sich nicht, wenn Sie in die Schlacht gehen,“ sagte er, kaum die Lippen bewegend und nicht auf mich sehend, — der ehrwürdige Professor. Ich war nahe daran zu lachen, aber als ich vor mich sah, überfiel mich ein Schwindel, daß ich blaß wurde und meine Zunge trocken war. Ich hatte nie zuvor öffentlich gesprochen, das Auditorium war voller Studenten, welche auf mich hofften; unter dem Katheder hinter einem Tische saßen „die Hohen der Erde“, d. h. alle Professoren unserer Abtheilung. Ich nahm die Frage auf und las, nicht mit meiner gewöhnlichen Stimme: „Ueber die Krystalle, ihre Gesetze und Formen.“ Während ich überlegte, wie ich anfangen sollte, kam mir der glückliche Gedanke in den Sinn, daß, wenn ich mich irren sollte, der Professor doch nicht ein Wort sagen würde, wenn er es selbst bemerkte; die Anderen würden es nicht verstehen, und die Studenten würden zufrieden sein, wenn ich nur die Fassung nicht verlöre, da ich ein großer Liebling von Allen war. So, im Namen von Hauy, Werner und Mitscherlich, fing ich meine Vorlesung an, beschloß sie mit philosophischen Betrachtungen und wendete mich die ganze Zeit über zu den Studenten,

nicht zu dem Minister. Die Studenten und Professoren drückten mir die Hände und dankten mir. Uwaroff stellte mich dem Prinzen Galitzin vor, sagte etwas mit lauter Vokalen, was ich nicht verstand und versprach mir zum Zeichen der Anerkennung ein Buch, welches ich niemals erhielt.

Zum zweiten und dritten Mal erschien ich in sehr verschiedener Weise vor dem Publikum. Im Jahre 1836 spielte ich Ugar (in einem russischen Drama) und die Frau eines Gensdarmerie-Obersten spielte Mardü vor der ganzen vornehmen Gesellschaft Wiatka's, Tüfaïjeff mit eingeschlossen. Einen Monat später hatten wir eine Wiederholung, und mein Herz schlug ebenso laut und meine Hände zitterten, als der Ouvertüre plötzlich eine tödtliche Stille folgte, und der Vorhang sonderbar hin- und herschob, um aufzurollen. Ich wartete mit Mardü hinter den Coulissen; ich weiß nicht, ob sie mich bedauerte, oder ob sie fürchtete, daß ich die Sache verderben würde, aber sie gab mir ein großes Glas Champagner, welcher mich jedoch kaum zum Leben brachte.

Mein drittes öffentliches Auftreten war frei von jener nervösen Erregung und egoistischen Schüchternheit, es war bei dem polnischen Meeting in London. Hier wurde der entlassene Minister Uwa-

roff von dem entlassenen Minister Ledru Rollin ersetzt.

Aber ist es nicht genug der Studenten-Erinnerungen? Ich will nur einige Einzelheiten über die Cholera im Jahre 1831 noch hinzufügen.

Die Cholera, dieses Wort, das man jetzt in Europa so gut kennt, und das in Rußland so einheimisch ist, daß ein patriotischer Dichter die Cholera den „einzigen treuen Verbündeten von Nikolaus" nennt, zeigte sich damals zum ersten Mal in Sibirien. Jedermann zitterte vor der schrecklichen Pest, welche von der Wolga gegen Moskau vorrückte. Uebertriebene Gerüchte erfüllten die Einbildungskraft mit Schrecken. Die Krankheit kam, hielt an, sprang über, schien geneigt, an Moskau vorüberzugehen, als plötzlich die Nachricht sich durch die Stadt verbreitete: die Cholera sei in Moskau.

Eines Morgens erkrankte einer der Studenten der polytechnischen Abtheilung, er starb am folgenden Tage im Hospital der Universität. Wir eilten, den Leichnam zu sehen. Er war abgemagert wie nach einer langen Krankheit, seine Augen tief eingesunken, seine Züge entstellt; neben ihm lag sein Wärter, der in der Nacht gestorben war.

Uns wurde angezeigt, daß die Universität geschlossen werden würde. Ein Professor las uns den

Befehl in unserer Abtheilung vor, er war traurig, vielleicht furchtsam. Am folgenden Abend war auch er todt.

Wir versammelten uns aus den verschiedenen Abtheilungen im großen Universitätshof. Es war rührend, diese Gruppen junger Männer zu sehen, welchen befohlen war, sich zu trennen wegen der Krankheit. Sie sahen bleich und aufgeregt aus; Viele von ihnen dachten an ihre Verwandten und Freunde. Wir nahmen Abschied von den Kronstudenten (für welche von der Regierung bezahlt wurde und welche in der Universität blieben), sie wurden durch die Quarantaine von uns fern gehalten und wir zerstreuten uns in kleineren Gruppen in die verschiedenen Häuser. Zu Haus wurden wir mit stinkendem Chlor empfangen, mit Essig „aux quatre voleurs" und mit einer solchen Diät, welche an sich schon die Menschen nöthigen konnte, im Bett zu bleiben.

Es ist sonderbar, daß bei alledem diese unglückliche Zeit gleich etwas Feierlichem in meiner Erinnerung geblieben ist — Moskau hatte ein ungewöhnliches Aussehen. Die Oeffentlichkeit, unbekannt in gewöhnlichen Zeiten, gewann ein frisches Leben. Nur wenige Wagen rollten durch die Straßen, aber an den Kreuzwegen standen düstere Grup-

pen und sprachen über die Vergiftungen; Karren, welche die Kranken führten, bewegten sich im Schritt, von Polizeidienern begleitet, vorwärts; die Leute traten auf die Seite vor den schwarzen Karren mit den Leichnamen. Berichte über den Fortschritt der Krankheit wurden zweimal am Tage gedruckt. Die Stadt war mit Soldaten umgeben, wie in Kriegszeiten, und man erschoß einen armen Küster, der sich über den Fluß gestohlen hatte. Alles dieses beschäftigte die Gemüther außerordentlich; die Furcht vor der Krankheit vernichtete die Furcht vor der Macht. Die Einwohner murrten, und Neuigkeit folgte auf Neuigkeit, daß hier Einer gestorben sei, dort ein Anderer.

Der Metropolitan veranstaltete öffentliche Gebete. An einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Zeit zogen die Priester mit Fahnen um ihr Kirchspiel herum. Die erschrockenen Einwohner kamen aus ihren Häusern und fielen auf die Kniee, während die Procession vorüberzog, sie beteten mit Thränen um Vergebung ihrer Sünden. Dieselben Priester, welche gewohnt waren, geschäftsmäßig mit Gott wie mit Ihresgleichen zu verkehren, waren ernst und bewegt. Ein Theil von ihnen ging in den Kremlin; da, in freier Luft, umgeben von der hohen Geistlichkeit, stand der Metropolitan

und betete: „Möge dieser Kelch an uns vorübergehen.“

An demselben Platze hatte er sechs Jahre früher nach der Ermordung der Decembristen gebetet.

Philaret stellte einen oppositionellen Hierarchen vor; in wessen Namen er Opposition machte, konnte ich nie verstehen. Vielleicht im Namen seiner eigenen Individualität.

Er war ein gelehrter und kluger Mann, der die russische Sprache meisterhaft behandelte und auf ästhetische Weise den kirchlich-slawischen Dialekt in sie einführte. Aber dies gab ihm noch kein Recht zur Opposition. Das Volk liebte ihn nicht, und nannte ihn einen Freimaurer, weil er mit dem Prinzen Galitzin verwandt war und in Petersburg während des ersten Enthusiasmus der Bibel-Gesellschaften predigte. Die Synode verbot, nach seinem Katechismus zu lehren. Die Geistlichkeit, die ihm unterthan war, zitterte vor seinem Despotismus; es kann sein, daß Nikolaus und er einander nur aus Rivalität so sehr haßten. Philaret verstand es, klug und schlau die weltliche Macht herunterzusetzen, durch seine Predigten, welche von dem christlichen unklaren Socialismus durchdrungen waren, durch welchen Lacordaire und andere kluge Katholiken sich auszeichneten. Philaret sprach von der

Höhe seiner hohenpriesterlichen Würde über das Prinzip: daß ein Mensch nie das Werkzeug eines Andern sein kann, daß zwischen Menschen nur ein Austausch von Diensten Statt finden sollte, und dies sprach er aus in einem Reiche, vor einer Bevölkerung von Sklaven.

Zu Gefangenen, welche vom Gefängniß in das Exil geführt wurden, sprach er in folgender Weise: „Das bürgerliche Gesetz verurtheilt und verdammt Euch, aber die Mutter Kirche folgt Euch nach, sie will Euch noch ein Wort sagen, will noch für Euch beten und Euch segnen auf Eurem Wege.“ Dann, sie tröstend, fügte er hinzu: „daß sie nun bestraft wären und folglich mit ihrer Vergangenheit abgethan hätten, daß ein neues Leben vor ihnen läge, während unter denen, mit welchen sie leben würden von nun an (und wahrscheinlich waren das nur Beamte), vielleicht größere Verbrecher zu finden sein würden, die noch nicht zur Buße gekommen wären,“ und er führte als Beispiel den mit Christus gekreuzigten Verbrecher an.

Eine Predigt Philarets nach dem allgemeinen Gebet wegen der Cholera überstieg noch alles Andere. Er wählte den Text: „wie der Engel dem König David als Strafe die Wahl zwischen Hungersnoth und Pestilenz läßt, und wie David Letztere

wählt.“ Der Kaiser kam sehr ärgerlich nach Moskau, schickte den Minister des Innern, den Prinzen Wolchonski, zu Philaret und drohte, ihn als Metropolitan nach Grusien zu schicken. Der Metropolitan unterwarf sich mit Demuth und erließ einen Hirtenbrief an alle Kirchen, worin er erklärte, daß es vergeblich sein würde, in der Predigt irgend eine Anspielung auf den allerfrömmsten Kaiser zu suchen, daß wir selbst dieser in Sünden versunkene David seien. Natürlich verstand nun ein Jeder die erste Predigt, auch diejenigen, welche sie zuerst nicht verstanden hatten. —

So spielte der Metropolitan von Moskau seine Opposition. Aber das Gebet war ebenso machtlos gegen die Pest als das Chlor; die Krankheit wuchs.

Ich war in Paris während der ganzen Zeit der ärgsten Cholera von 1849. Die Krankheit wüthete in furchtbarer Weise. Die Julihitze half noch dazu, die armen Menschen starben wie die Fliegen. Die Bürger flohen von Paris; Andere, die nicht fortgehen konnten, saßen in den Häusern eingeschlossen. Die Regierung, einzig mit ihrem Krieg gegen die Revolutionaire beschäftigt, dachte nicht einmal daran, thätige Maßregeln zu nehmen. Die kleinen Sammlungen waren nicht im Stande, die großen Forderungen zu decken. Die armen Arbeits-

leute waren der Willkür des Schicksals überlassen; in den Hospitälern waren nicht hinreichend Betten, die Polizei konnte nicht genug Särge anschaffen; die Häuser waren mit Familien gefüllt, die Leichname blieben oft einen oder zwei Tage unbegraben in den inneren Zimmern.

In Moskau war es ganz anders. Der Prinz D. W. Galitzin, der General-Gouverneur, ein schwacher, aber gutmüthiger Mann, gebildet und sehr geachtet, riß die Gesellschaft von Moskau durch sein Beispiel hin, und es wurden Pläne zur Hülfe gemacht ohne die Mitwirkung der Regierung. Ein Comité wurde gebildet von angesehenen Bürgern, reichen Landeigenthümern und Kaufleuten. Jedes Mitglied des Comité's übernahm die Sorge für einen Theil Moskau's. Im Verlauf weniger Tage wurden an zwanzig Hospitäler errichtet; sie erhielten nicht einen Pfennig von der Regierung, alle wurden durch freie Gaben versorgt. Die Kaufleute lieferten alle Provisionen für die Hospitäler ohne Bezahlung, außerdem Decken, Leinen und warme Kleider, welche denen, die hergestellt waren, überlassen wurden. Junge Leute machten sich gratis zu Aufsehern, damit die Gaben nicht von den Dienern gestohlen werden sollten.

Die Universität blieb nicht zurück. Die ganze

medicinische Facultät, die Studenten und die Aerzte in Masse, übernahmen es, die Einrichtungen des Cholera-Comité's zur Ausführung zu bringen. Sie besuchten die Hospitäler und blieben daselbst unermüdlich bis zum Ende der Krankheit. Drei oder vier Monate lang blieben diese trefflichen Jünglinge als Aufseher, Chirurgen, Wärter und Schreiber in den Krankenhäusern und alles das ohne den geringsten Erfolg und noch dazu in einer Zeit, wo Jedermann die Krankheit fürchtete.

Ich erinnere mich eines jungen Mannes aus Klein-Rußland, Fitzhelauroff, welcher um Urlaub einkam wegen wichtiger Familien-Angelegenheiten. Urlaub wurde während der Dauer der Vorlesungen selten gewährt, endlich erhielt er ihn. Aber als er sich anschickte zu gehen, gingen die Studenten in die Hospitäler. Er steckte seinen Urlaub in die Tasche und ging mit ihnen. Als er aus dem Hospital kam, war die Zeit des Urlaubs vorbei, und er war der Erste, der herzlich über seine Reise lachte.

Moskau, anscheinend müssig und schläfrig, mit Geklatsch, Gebet, Hochzeiten und Kleinigkeiten beschäftigt, wacht immer auf, wenn es nöthig ist, und stellt sich auf's Niveau der Umstände, wenn Rußland von einem Sturm bedroht ist. Es verband

sich mit Rußland durch Blut im Jahre 1612 und schmolz mit ihm in den Flammen von 1812 zusammen. Es beugte sein Haupt vor Peter I., weil er die Zukunft von Rußland in seiner wilden Klaue hielt. Aber es empfing mit Murren und Verachtung in seinen Mauern die Frau, die mit ihres Gemahls Blut bedeckt war, die Lady Macbeth ohne Reue, diese Lucrezia Borgia ohne italienisches Blut, die russische Czarin von deutscher Abkunft, und auch sie verließ Moskau schweigend mit zusammengezogenen Augenbrauen und verbissenen Lippen.

Mit zusammengezogenen Augenbrauen und verbissenen Lippen empfing Napoleon die Schlüssel von Moskau an dem Schlagbaume von Dragonilowski, er spielte ungedulig mit dem Gebiß seines Pferdes und zupfte an seinen Handschuhen. Er war nicht daran gewöhnt, allein in fremde Städte einzuziehen.

„Und mein Moskau ging nicht, ihn zu empfangen,
Lieber zündete es sich selber in Flammen an.“ —
(Puschkin.)

Die Cholera kam und auf's Neue zeigte sich Moskau als die patriotische Stadt voller Energie und Gefühl.

„In Moskau ist nicht der Czar, in Moskau ist Rußland.“

Sechstes Capitel.

Die junge Generation und künstlerisches Leben. — Die Schiller-Periode. — Die Heldenfamilie. — Drei Gräber. — Der St. Simonismus und N. Polewoi.

Nach der Beendigung des Examens schlossen sich die Professoren ein, um die Wahlkugeln zu zählen und wir, voll Furcht und Hoffnung, wanderten in kleinen Gruppen umher. Sobald Jemand aus dem Rathe herauskam, stürzten wir zu ihm, um unser Schicksal zu erfahren, aber es war noch nicht entschieden. Endlich kam der Professor Heimann. „Ich wünsche Ihnen Glück," sagte er zu mir, „Sie sind promovirt." — „Wer noch? wer noch?" „Der und der" — Ich war froh und wehmüthig zugleich. Als ich an dem Tage die Universität verließ, ging ich nicht hinaus wie an anderen Tagen. Ich verließ den Ort, das gemeinsame väterliche Haus, in welchem mir so glückliche Jugendjahre vergangen waren, und

es war doch dabei auch ein freudiges Gefühl für mich, meine Volljährigkeit anerkannt zu sehen und, warum es nicht gestehen, den Doctortitel davon zu tragen!

Alma mater! ich bin der Universität so sehr verpflichtet und lebte noch so lange nachher ihr Leben, als selbst der Cursus beendet war, daß ich nur mit Liebe und Achtung daran zurückdenken kann. Die Universität wenigstens kann mich nicht der Undankbarkeit anklagen, obgleich ich im Ganzen die Dankbarkeit hasse; sie beraubt den Menschen seiner Freiheit, unterjocht ihn. Mit der Dankbarkeit fängt die Sklaverei, die Ungleichheit an. Aber indem ich mich der Universität erinnere, lastet dies Gefühl nicht auf mir. Es ist unzertrennlich von der Liebe, von den klaren reinen Erinnerungen der jugendlichen Entwickelung, und ich segne die Erinnerungen noch aus der Ferne.

Das Jahr, welches wir nach dem Cursus verlebten, beschloß würdig die erste Periode der Jugendzeit. Es war das unausgesetzte Fest der Freundschaft, des Ideenaustausches, der Inspirationen, des freien Lebens.

Der kleine Kreis der Universitätsfreunde, welcher den Cursus vereinigt überlebte, stellte ein merkwürdiges Factum dar. Alle Mitglieder dieses Kreises

lebten noch in den allgemeinen Ideen und Sympathien, Keiner von ihnen dachte an die materielle Existenz, an die Einrichtung seiner Zukunft. Ich würde das nicht loben an Leuten von reiferem Alter, aber ich rühme es an der Jugend. Wenn die Jugend nicht von der moralischen Corruption der „bourgeoisie“ angesteckt ist, ist sie überall unpraktisch und muß das um so mehr sein in einem jungen Lande, wo viel Streben, aber wenig Erreichtes ist. Unpraktisch sein ist jedoch etwas ganz Anderes als in einer falschen Richtung sein. Alles was sich zur Zukunft wendet, hat ein Element des Idealen in sich. Ohne die unpraktischen Naturen würden die praktischen in ein und derselben langweiligen Wiederholung stecken bleiben. Idealer Enthusiasmus ist besser als moralische Philosophie und schützt vor jedem *wirklichen* Fall. Ich erinnere mich, daß in unseren jugendlichen Schwelgereien die Augenblicke der Ausgelassenheit zuweilen über das Maaß gingen, aber ich erinnere mich nicht an eine einzige unmoralische Geschichte in unserem Kreise, an Nichts, worüber ein Mensch zu erröthen brauchte, an Nichts, was besser vergessen und bedeckt würde. Alles wurde offen gethan, und was offen gethan wird, ist selten schlecht. Mehr als die Hälfte unseres Sinnes war nicht dahin gerichtet, wohin müssige Leidenschaftlich-

keit und ungesunder Egoismus sich wenden: zu unreinen Gedanken und sublimirten Lastern. Unser Kreis war nicht groß, obgleich wir uns rasch und warm zusammen fanden.

„Willst du mit K... bekannt werden?“ fragte mich einer unserer Freunde, „demselben K... von dem Du so viel gehört hast?“

„Gewiß will ich.“

„Komm morgen Abend um sieben Uhr zu mir, er wird auch da sein.“ Ich kam, mein Freund war nicht zu Hause. Ein großer Mann mit ausdrucksvollem Gesicht und einem gutmüthigen aber düsteren Blick von unten herauf, wartete auf ihn. Ich nahm ein Buch, er nahm ein Buch. „Erlauben Sie mir, Sie zu fragen, sind Sie H...?“

„Ja, und Sie sind K...?

„Ja, sehr erfreut.“

Die Unterhaltung fing an und wurde immer lebhafter. „Erlauben Sie,“ unterbrach K... mich ohne Umstände, „thun Sie mir den Gefallen und nennen Sie mich Du.“

„Nennen wir uns Du.“ —

Und von dem Augenblick, es war 1831, waren K. und ich Freunde für das ganze Leben.

Ich halte es für eines der größten Mißgeschicke in dem Leben eines Volks, wenn seine heranwachsende

Generation keine Jugend hat; (ich sagte schon an einer anderen Stelle, daß Jungsein nicht heiße: wenig Jahre haben). Selbst die ungestaltetste Zeit des deutschen Studentenlebens ist tausendmal besser als die „bourgeoise" Volljährigkeit junger Leute in Frankreich und England. Für mich sind die amerikanischen alten Männer von funfzehn Jahren wahre Mißgeburten, die ganz gegen meinen Geschmack sind.

In Frankreich gab es einst eine glänzende aristokratische Jugend, dann eine revolutionaire. Alle diese St. Juste, Hoche, Marceau und Desmoulins, heroische Kinder von der düsteren Einbildungskraft des Jean Jacques durchdrungen, waren wirkliche Jünglinge. Die Revolution wurde von jungen Leuten gemacht, denn weder Danton noch Robespierre, noch selbst Ludwig XVI. überlebten ihr fünfunddreißigstes Jahr. Unter Napoleon wurden die Jünglinge zu Ordonnanzen gemacht, unter der Restauration, „der Auferstehung des Vergangenen," war die Jugend eine Unmöglichkeit, da wurde Alles volljährig und industriell, d. h. „bourgeois." —

Die letzten Jünglinge von Frankreich waren die St. Simonisten und die Phalansterier. Einige Ausnahmen konnten den flachen prosaischen Charakter der französischen Jugend nicht ändern. Descoup und Sebras erschossen sich, weil sie jung waren in

der Gesellschaft von alten Menschen. Andere schlugen wie Fische um sich, die aus dem Wasser auf's schmutzige Ufer geworfen sind, bis endlich Einige auf die Barrikaden eilten und Andere an den jesuitischen Angelhaken griffen.

Da aber dessenungeachtet jedes Alter sein Recht verlangt, so ersetzten die jungen Franzosen die Jugend durch eine künstliche Periode, d. h. wenn sie kein Geld hatten, so lebten sie in kleinen Caffee's mit kleinen Grisetten, und wenn sie Geld hatten, in großen Caffee's mit großen Loretten. Diese Periode von Paul de Kock ersetzte die Schiller-Periode; in ihr wurden Kraft, Energie und alle jugendlichen und männlichen Fähigkeiten zu Ladendienern und Commis verwandt.

Die künstliche Periode ließ in dem Grunde der Seelen nur eine Leidenschaft zurück: den Durst nach Geld, und ihr wurde das ganze künftige Leben aufgeopfert; andere Interessen gab es keine. Diese praktischen Menschen lachten über allgemeine Fragen und verachteten die Frauen (eine Folge ihrer unzähligen Siege über die „Besiegten vom Gewerbe.") Die künstliche Periode wurde gewöhnlich unter der Leitung irgend eines alten verbrauchten Sünders gebildet, einer verwelkten Berühmtheit, einer alten Prostituirten, die vom Gelde Anderer lebten; eines

Schauspielers, der die Stimme verloren hatte, eines Malers, dessen Hände zitterten; -- diese wurden nachgeahmt in der Aussprache, im Trinken und besonders in der hochmüthigen Ueberschätzung der arbeitenden Classen und der unendlich genauen Kenntniß der Küche.

In England wird die künstliche Periode ersetzt durch den Paroxismus liebenswürdiger Originalität und excentrischer Liebenswürdigkeit, d. h. thörichter Streiche, unmotivirten Geldausgebens, schwerfälliger Lebhaftigkeit, tiefer aber sorgfältig versteckter Verderbtheit, unnützer Reisen nach Calabrien oder Quito, nach Süden oder Norden; durch Pferde, Hunde, Wettrennen, dumme Mittagsessen, durch Frauen mit einer unzählbaren Menge fetter rother Kinder, durch Geld-Speculationen, durch die Times, das Parlament und den Old-port, welcher die Engländer hübsch niederdrückt zum Boden.

Wir machten auch ausgelassene Streiche, wir liebten auch Festlichkeiten, aber der Grundton war nicht derselbe.

Wir versammelten uns mehr und mehr bei N..., dessen kranker Vater sich für den Rest seines Lebens auf sein Landgut in Pensa zurückgezogen hatte. N... lebte allein in dem großen Locale des Vaters in der Stadt, und er gehörte vor Allen

zu den sympathischen Naturen, welche die ersten Nadeln einer Krystallisation in jeder Masse ungeordneter Atome, wo eine Krystallisation überhaupt möglich ist, bilden. Hingeworfen wohin es immer sein mag, machen sie sich selbst zum Herzen des Organismus, wenn ein solcher sich bilden kann. Aber außer seinen hellen angenehmen Zimmern mit rothen, von Goldstreifen verzierten Tapeten, wohin wir geräuschvoll und mit offenen Herzen eilten, um uns von den häuslichen und öffentlichen Unannehmlichkeiten auszuruhen, wo wir die ganzen Nächte hindurch schwatzten und oft auch die ganzen Nächte hindurch schwelgten, außer diesen besuchten wir auch das ruhige Dach eines Freundes, welcher beinahe der Erste war, der uns das Familienleben ehren lehrte.

Vadim verließ oft unsere Festgelage und ging nach Haus. Er war unglücklich, wenn er seine Mutter und Schwestern lange nicht gesehen hatte. Wir, die wir mit ganzer Seele in unserer Cameradschaft lebten, wunderten uns, wie er den Kreis seiner Familie unserem Kreise vorziehen konnte.

Er führte uns in seinem Hause ein. In dieser Familie trug Alles die Spuren der Heimsuchung des Czaren an sich. Sie hatten erst kürzlich Sibirien verlassen, waren erschöpft, ruinirt, aber reich an der

wirklichen Größe, welche das Unglück nicht auf jedes Märtyrers Stirn zeichnet, sondern nur auf die Stirn derer, welche durch die Prüfung hindurchzugehen wissen.

Ihr Vater war unter Paul in Schlüsselburg eingekerkert gewesen, in Folge einer politischen Angeberei, welche gegen ihn gemacht worden war, und dann hatte man ihn nach Sibirien, in die Strafcolonien, geschickt. Alexander rief Viele von denen, welche sein toller Vater nach Sibirien schickte, zurück, aber P.... wurde vergessen. Er war der Neffe jenes P...., der Theil an der Ermordung Peter III. genommen hatte und nachher Generalgouverneur in den polnischen Provinzen wurde. Er hätte seinen Antheil an des Onkels Erbschaft in Anspruch nehmen können, aber diese war schon in andere Hände übergegangen, und diese Hände hielten ihn in Sibirien zurück.

Während er in Schlüsselburg war, heirathete P.... die Tochter eines Offiziers aus der dortigen Garnison. Das junge Mädchen wußte, daß die Sache schlecht gehen würde, aber sie erschrak nicht vor dem Exil. Sie fingen ihr Leben in Sibirien an, so gut es gehen wollte; aber bald waren sie genöthigt, ihre letzte Habe zu verkaufen, und die furchtbare Armuth ging vorwärts ohne Aufenthalt

und um so schneller, je mehr die Familie heranwuchs. Aber trotz all der Armuth und der angestrengten Arbeit, warmer Kleidung ermangelnd, ja oft des täglichen Brodes, verstanden sie es dennoch, eine Familie von jungen Löwen aufzuziehen. Der Vater gab ihnen als Erbe seine unbeugsame stolze Seele, sein Selbstvertrauen und das Geheimniß der Größe im Unglück, er erzog sie durch sein Beispiel, die Mutter that dies durch ihre Ergebung und ihre Thränen.

Die Schwestern blieben hinter den Brüdern an heldenmüthiger Festigkeit nicht zurück. Ja, warum es nicht sagen? dies war eine Heldenfamilie. Was sie Alles ertrugen Einer für den Andern, was sie für die Familie thaten, ist kaum glaublich, und Alles das wurde gethan mit erhobenem Kopfe und ungebeugtem Nacken.

In Sibirien hatten die drei Schwestern nur ein Paar Schuhe, sie trugen sie nur, wenn Eine aus dem Hause ging, damit Fremde die äußerste Noth nicht bemerken sollten.

Im Anfang des Jahres 1826 wurde es P... erlaubt, nach Rußland zurückzukehren. Es war keine Kleinigkeit, zur Winterszeit mit einer Familie, ohne Pelze, ohne Geld, vom Gouvernement Tobolsk her, eine Reise zu machen, und doch trieb von der

anderen Seite das Herz vorwärts, das Exil wurde immer unerträglicher, je näher es seinem Ende kam.

Endlich konnten unsere Märtyrer fort: eine Bauersfrau, welche während einer Krankheit der Mutter einem der Kinder als Amme gedient hatte, hatte sich irgendwo Geld erspart, sie gab es ihnen zur Reise, nur glücklich, wenn sie es nehmen wollten. Die Postillone fuhren sie umsonst oder für eine ganze Kleinigkeit bis zur russischen Grenze; ein Theil der Familie ging zu Fuß, ein anderer fuhr, die jungen Leute wechselten ab; so machten sie den langen Winterweg von den Bergen des Ural bis nach Moskau. Moskau war der Traum der jungen Leute gewesen, ihre Hoffnung — dort erwartete sie der Hunger.

Die Regierung, indem sie P.... begnadigte, dachte nicht daran, ihm sein Erbtheil zurückzugeben. Erschöpft von Verlusten und Anstrengungen wurde der Vater krank; sie wußten nicht, was sie am nächsten Tage essen sollten.

Ungefähr zu derselben Zeit feierte Nikolaus seine Krönung; Feste folgten auf Feste; Moskau glich einem schwerfällig geschmückten Ballsaal, überall Feuer, Raketen und Lampen. Die zwei ältesten Schwestern schrieben, ohne von irgend Jemand Rath anzunehmen, eine Bittschrift an Nikolaus, worin

sie die Lage der Familie darstellten, ihn anflehten, die Sache zu untersuchen, und ihn baten die Erbschaft zurückzugeben. Eines Morgens verließen sie heimlich das Haus, gingen in den Kreml, drängten sich durch die Menschen und warteten auf den „gekrönten und erhabenen Czar“. Als Nikolaus die Stufen der mit rothen Teppichen belegten Treppe herabstieg, traten zwei Mädchen schüchtern vorwärts und überreichten ihm eine Bittschrift. Er ging vorüber, indem er that, als bemerkte er sie nicht. Ein Adjutant nahm die Papiere an; die Polizei führte die Mädchen auf das Polizeiamt.

Nikolaus war erst dreißig Jahre alt und schon solcher Härte fähig. Diese Kälte, diese Strenge gehören den niedrigen, gemeinen Executoren- und Cassirer-Naturen an. Ich bemerkte diese unerschütterliche Festigkeit des Charakters bei Postexpeditoren, bei Verkäufern von Theater- oder Eisenbahnbilleten, bei Leuten, welche unaufhörlich von Andern belästigt werden; sie verstehen es, Leute nicht zu sehen, während sie nach ihnen hinschauen, und nicht zu hören, während die Andern bei ihnen stehen. Und warum lernte dieser selbstherrschende Beamte es, nicht zu sehen, und welche Nothwendigkeit war da, daß er die Parade nicht um einen Augenblick versäumen sollte?

Die Mädchen blieben auf der Polizei bis zum Abend. Erschreckt und beleidigt baten sie die Polizeibeamten mit Thränen, sie nach Haus gehn zu lassen, wo ihre Abwesenheit der ganzen Familie die tödtlichste Angst verursachen würde. Sie erhielten keine Antwort auf die Bittschrift.

Der Vater konnte es nicht länger ertragen, es war genug, er starb. Die Kinder blieben allein mit der Mutter, indem sie von einem Tage zum andern lebten. Jemehr die Noth sie drückte, jemehr arbeiteten die Söhne; drei beendigten in glänzender Weise den Cursus an der Universität und wurden promovirt. Die zwei Aeltesten gingen nach Petersburg, Beide waren ausgezeichnete Mathematiker. Beide im Dienst (der Eine in der Flotte, der Andere bei den Ingenieurs), aber dabei gaben sie Stunden und versagten sich selbst Alles, um die Familie versorgen zu können.

Ich erinnere mich lebhaft der alten Mutter in ihrem dunkeln Rock und ihrer weißen Mütze. Ihr bleiches mageres Gesicht war mit Falten bedeckt, sie schien älter, als sie war, nur ihre Augen waren jung geblieben, in ihnen las man unaussprechliche Sanftmuth, Liebe und Sorge und die Spur vieler vergossener Thränen. Sie liebte ihre Kinder über Alles, in ihnen wurde sie wieder jung, und sie war

stolz auf sie, ihre Briefe las sie immer und immer wieder, sie sprach von ihnen mit solch tiefem und heiligem Gefühl, daß ihre schwache Stimme vor zurückgehaltenen Thränen bebte und zitterte.

Wenn alle Kinder in Moskau versammelt waren und um ihr einfaches Mahl saßen, war die alte Frau ganz aufgeregt vor Freude, sie wanderte geschäftig um den Tisch herum, weinte, stand plötzlich still und sah auf ihre Jugend mit so viel Stolz und Entzücken, daß ich, wenn sie dann die Augen zu mir aufschlug, die Frage darin las: „ist es nicht wahr, sind sie nicht schön?“ Wie hätte ich in solchen Augenblicken ihr um den Hals fallen und ihre Hand küssen mögen. Und sie waren wirklich sehr schön.

Damals war sie glücklich! warum starb sie nicht nach solch einer Mahlzeit? Zwei Jahre später hatte sie ihre drei ältesten Söhne verloren. Der Eine starb ruhmvoll, umgeben von der Anerkennung der Feinde, in der Mitte des Erfolgs, belohnt mit Ruhm, obgleich es nicht seine eigenen Ansichten waren für die er starb. Dies war der junge Held, der von den Tscherkessen bei Dargo getödtet wurde. Aber Lorbeeren können das Herz einer Mutter nicht heilen. Ihre andern Söhne verlor sie nicht einmal in solch guter Art. Auf ihnen lastete das schwere

russische Leben und drückte sie so lange, bis es sie zu Tode gedrückt hatte.

Arme Mutter und armes Rußland!

Vadim starb im Februar 1843; ich war an seinem Sterbebette und wurde hier zum erstenmale Zeuge von dem Tode eines mir nahe stehenden Menschen und zwar vom Tode in all seinen unversöhnten Schrecken, mit seinen unvernünftigen Zufälligkeiten, mit seiner unmoralischen Ungerechtigkeit.

Zehn Jahre vor seinem Tode heirathete Vadim meine Cousine, und ich war Brautführer bei der Hochzeit. Das Familienleben und der Wechsel der Existenz trennte uns ein wenig. Er war glücklich in seinem häuslichen Leben, aber die äußern Verhältnisse waren ihm nicht günstig, seine Unternehmungen gelangen nicht. Eine kurze Zeit vor unserem Arrest ging er nach Jarkow, wo ihm eine Professorstelle an der Universität angetragen war. Seine Reise rettete ihn vom Gefängniß, aber sein Name war den Ohren der Polizei nicht entschlüpft. Man verweigerte Vadim die Anstellung. Der Vice-Curator bekannte ihm, daß sie an der Universität einen Befehl bekommen hätten, ihn nicht anzustellen, da es der Regierung bekannt sei, daß er mit schlecht gesinnten Leuten umgehe.

Vadim blieb ohne Stelle, d. h. ohne Brod;

dies war sein Wiatka. Wir waren verbannt. Der Verkehr mit uns war gefährlich. Düstere Jahre des Mangels fingen an für ihn. In einem Kampf, der sieben Jahre lang dauerte, um ein ärmliches Auskommen zu gewinnen, in der beleidigenden Berührung mit rauhen und groben Menschen, getrennt von seinen Freunden, ohne die Möglichkeit eines Verkehrs mit ihnen, wurden seine starken Nerven ruinirt. „Einmal," erzählte mir später seine Frau, „war unser Geld bis zum letzten Kopeken ausgegeben; den Tag vorher hatte ich mich bemüht irgendwo zehn Rubel zu bekommen, aber ich hatte schon früher geborgt; die Kaufleute weigerten sich, mir Waaren zu geben ohne baares Geld. Wir dachten nur an Eins: was wir unsern Kindern am nächsten Tage zu essen geben sollten. Vadim saß traurig am Fenster, dann stand er auf, nahm seinen Hut und sagte: daß er ausgehn wolle. Ich sah, daß er sehr traurig war, ich fühlte mich schrecklich niedergedrückt, aber ich freute mich nur, daß er sich ein wenig zerstreuen würde. Als er fort war, warf ich mich auf mein Bett und weinte bittere Thränen. Dann dachte ich wieder, was zu thun sei, alle Sachen von Werth, wie Ringe, Löffel rc. waren längst versetzt. Ich sah nur eine Möglichkeit der Hülfe: zu meiner Familie zu gehn und sie um

das kalte Almosen zu bitten. Während dieser Zeit war Vadim ohne bestimmten Zweck durch die Straßen gegangen und hatte so den Petrowskischen Boulevard erreicht; als er an dem Buchhändlerladen von Schiraeff vorüber ging, fiel es ihm ein zu fragen: ob nicht ein Exemplar seines Buches verkauft sei, er war fünf Tage vorher da gewesen, hatte aber nichts gefunden, so ging er auch jetzt ohne große Hoffnung in den Laden.

„Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen," sagte Schiraeff, „ich habe einen Brief von meinem Petersburger Correspondenten, er hat von ihren Büchern verkauft für dreihundert Rubel, möchten Sie sie haben?"

Und Schiraeff bezahlte ihm funfzehn Goldstücke. Vadim, ganz außer sich vor Freude, stürzte zu dem ersten Restaurant, kaufte Eßvorräthe, Früchte und eine Flasche Wein und fuhr triumphirend in einer Lohnkutsche nach Haus. Während der Zeit hatte ich etwas Wasser mit einem kleinen Rest von Suppe gemischt für die Kinder, dachte ihm etwas aufzuheben und ihm zu sagen, daß ich schon gegessen habe — als er plötzlich mit Pasteten und Wein ankam und froh und glücklich war wie früher." Hier fing sie an zu weinen und konnte kein Wort mehr sagen.

Nach dem Exil begegnete ich Vadim in Petersburg, ich fand ihn sehr verändert. Er hatte seine Ueberzeugungen bewahrt wie der Krieger sein Schwert in den Händen bewahrt, obgleich er fühlt daß er tödtlich verwundet ist. Er war nachdenklich, erschöpft und sah hoffnungslos in die Zukunft. So fand ich ihn wieder in Moskau im Jahre 1842; seine Umstände waren ein wenig verbessert, seine Werke hoch geschätzt, aber all das kam zu spät, wie die Epauletten von Poleschaeff und die Begnadigung von Kohlreif, obgleich es hier nicht der Czar war, sondern das russische Leben, welches zu spät geholfen hatte.

Vadim erlag der tuberculösen Schwindsucht, die im Herbst 1842 ausbrach; eine fürchterliche Krankheit, die zu sehen ich noch einmal bestimmt war.

Einen Monat vor seinem Tode bemerkte ich mit Schrecken, daß seine geistigen Fähigkeiten anfingen zu wanken; sie erloschen wie ein erlöschendes Licht, welches das Zimmer düsterer und düsterer werden läßt, bis es völlig dunkel ist. Bald konnte er sich nur noch mit Mühe verständlich machen, sprach in unzusammenhängenden Phrasen und hielt sich an bloße Klänge, dann sprach er gar nicht mehr und

verlangte nur noch mit Anstrengung seine Arznei und fragte, ob es Zeit sei, sie zu nehmen.

An einem Februarnachmittage gegen 3 Uhr schickte Vadim's Frau nach mir, um sagen zu lassen, daß der Kranke schlimmer sei, und daß er mich zu sprechen wünsche. Ich ging zu ihm und nahm schweigend seine Hand. Seine Frau nannte mich, er sah mich eine lange Zeit an, dann wurde er müde und schloß seine Augen. Die Kinder wurden herein gebracht, er sah sie an, schien sie aber nicht mehr zu kennen. Sein Athem wurde schwer, er war einige Minuten lang ruhig, dann athmete er plötzlich auf mit einem lauten Schrei. Die Glocken läuteten in der benachbarten Kirche; Vadim hörte sie und sagte: „das ist die Frühmesse." Er sprach kein Wort mehr. Seine Frau weinte auf ihren Knieen neben dem Bette. Ein guter, lieber, junger Mann, einer seiner Universitätscameraden, welcher die letzte Zeit über da gewesen war, um bei ihm zu wachen, schob leise den Tisch mit den Arzneien weg und öffnete die Vorhänge. Ich ging hinaus in den Hof, es war kalt und hell, die sinkende Sonne glänzte auf dem Schnee als ob etwas Fröhliches geschehen sei. Ich ging, um den Sarg zu bestellen. Als ich zurückkehrte, herrschte tiefes Schweigen in dem kleinen Hause; der Verstorbene

lag, nach russischer Sitte, auf einem Tische im Wohnzimmer; in einiger Entfernung saß der Maler Rabus, sein Freund, und versuchte, durch seine Thränen hindurch das Bild des Verstorbenen zu zeichnen. Bei dem Leichnam stand mit gefalteten Händen und einem Ausdruck unendlicher Trauer eine hohe weibliche Figur. Kein Künstler hätte solchen tiefen und edlen Schmerz meißeln können; diese Frau war nicht jung, aber sie trug noch die Spuren großer strenger Schönheit. Eingehüllt in eine Mantille von schwarzem Sammet mit Hermelinpelz besetzt stand sie unbeweglich.

Ich blieb an der Thüre stehen.

Zwei oder drei Minuten vergingen in dieser Stille, aber plötzlich beugte sie sich nieder, küßte den Todten mit Inbrunst und, indem sie sagte: „Leb wohl, leb wohl Freund Vadim!" verließ sie das Zimmer mit festem Schritt und zog sich in die innern Zimmer zurück. Rabus skizzirte Alles, wir konnten nicht sprechen, ich saß still am Fenster.

Diese Frau war die Schwester des Grafen Zachar Tschernischeff, welcher für den 14. December verbannt war.

Der Archimandrit Melchisedeck von Simonow bot für den Todten einen Platz in seinem Kloster an. Melchisedeck war früher Tischler und ein verzwei=

felter Ketzer gewesen; dann wandte er sich zur Orthodoxie, ging in das Kloster, wurde Priester und endlich Archimandrit. Trotzdem blieb er Tischler, d. h. er verlor weder das Herz, noch die breiten Schultern, noch das rothe gesunde Gesicht. Er kannte Vadim und schätzte ihn wegen seiner historischen Studien über Moskau.

Als der Leichenzug vor den Thoren des Klosters erschien, öffneten sich dieselben und Melchisedeck mit allen Mönchen, empfing mit sanften, melancholischen Hymnen den ärmlichen Sarg des Märtyrers und begleitete ihn zu Grabe. Nicht weit von dem Grabe Vadims ruht ein anderer uns theurer Staub, der Staub von Venewitinow, mit der Inschrift: „wie gut kannte er das Leben und wie wenig lebte er!“ Auch Vadim kannte das Leben gut!

Aber das Schicksal hatte noch nicht genug! Warum mußte die alte Mutter auch so lange leben! sie sah das Ende des Exils, sie sah ihre Kinder in aller Schönheit der Jugend, allem Glanz des Talents, warum lebte sie noch länger? Der, welcher das Glück schätzt, sollte einen frühen Tod suchen. Dauerndes Glück giebt es eben so wenig als unaufgethautes Eis.

Der ältere Bruder Vadims starb einige Monate nachdem Diomed, sein Bruder, am Kaukasus ge-

tödtet war; er erkältete sich, vernachlässigte die Krankheit, sein erschöpfter Körper konnte ihr nicht widerstehen. Er starb noch vor dem vierzigsten Jahre und schon alt.

Diese drei Gräber dreier Freunde warfen einen langen schwarzen Schatten über die Vergangenheit, und die letzten Monate der Jugend erschienen verhüllt mit einem Trauerschleier und trüben Weihrauch. So endigte der erste Abschnitt unserer Jugend, der zweite fing an mit dem Gefängniß. Aber ehe wir darauf eingehen, müssen wir erwähnen, in welcher Richtung der Seele und mit welchen Gedanken beschäftigt er uns antraf.

Die Jahre, welche der Beseitigung der polnischen Revolution vorangingen, waren schrecklich; Nikolaus erzog sich selbst und verschanzte sich ganz in Strenge, seine eiserne Hand lag auf allen Dingen. Aber nicht dies allein quälte uns; wir fingen an mit innerem Schrecken zu bemerken, daß auch in Europa und besonders in Frankreich, von wo wir das Losungswort erwarteten, die Dinge nicht gingen, wie sie gehen sollten; selbst die liberalen Theorien wurden bei uns verdächtig.

Der kindische Liberalismus von 1826, welcher sich langsam in den französischen Ansichten, die Lafayette und Benjamin Constant proclamirten und

Beranger besang, niederlegte, verlor für uns seinen magischen Zauber nach dem polnischen Unglück.

Um diese Zeit wendete ein Theil unseres jugendlichen Kreises, und unter ihnen Vadim, sich zu den ernsten und absorbirenden Studien über die russische Geschichte. Andere wendeten sich zum Studium der deutschen Philosophie.

Unser kleinerer Kreis, zu welchem N... gehörte, schloß sich weder der einen noch der andern dieser Richtungen an. Wir waren zu sehr mit anderen Gedanken beschäftigt, um uns so leicht davon losmachen zu können. Der Glaube an die Gastmahllieder'-Revolution von Beranger war erschüttert, aber wir suchten nach etwas Anderem, was wir weder in den Chroniken Nestor's noch in dem transcendentalen Idealismus Schelling's finden konnten.

Mitten in dieser Gährung, in diesen Voraussetzungen, in diesem Eifer zu verstehen, in diesen Zweifeln, welche uns verfolgten, fielen die Broschüren von St. Simon in unsere Hände; die Predigten, der Proceß der St. Simonisten, alles dies frappirte uns ungemein.

Oberflächliche Menschen und auch Nicht-Oberflächliche, haben genug gelacht über den Vater

Enfantin und seine Apostel. Es ist Zeit sie als die Vorläufer des Socialismus anzuerkennen.

Feierlich und poetisch erschienen mitten in dieser Welt von „Bourgeois" jene enthusiastischen Jünglinge mit ihren geschlossenen Westen und ihren langen Bärten. Sie verkündeten einen neuen Glauben, sie riefen die alte Ordnung der Dinge jetzt vor ihr Tribunal, dieselbe alte Ordnung, welche sie nach dem Code Napoleon und der Orleanistischen Religion verurtheilen wollte. Ihre Grundsätze waren erstens: die Emancipation der Frauen, ihre Theilnahme an der allgemeinen Arbeit, die Uebergabe ihres Schicksals in ihre eigenen Hände, die Association mit ihnen wie mit Gleichgestellten.

Der zweite Grundsatz war: die Rehabilitation des Fleisches!

Große Worte! sie enthalten eine ganze Welt neuer Beziehungen, eine Welt der Gesundheit, eine Welt des Geistes, aber auch eine Welt der Schönheit, die natürlich moralische und darum moralisch reine Welt. Viele spotteten über die Emancipation des Weibes, über die Anerkennung der Wahrheit von der Rehabilitation des Fleisches, indem sie diesen Worten eine triviale und schmutzige Deutung gaben. Unsere mönchische excentrische Einbildungskraft fürchtet das Fleisch, fürchtet die Frauen; gute

Menschen fürchten, daß die versöhnende Taufe des Fleisches die letzte Oelung des Christenthums sein würde. Diese Religion des Lebens kam, um die Religion des Todes abzulösen, die Religion der Schönheit kam, um die Religion der Geißelungen und der Züchtigungen durch Fasten und Gebet zu ersetzen. Der gekreuzigte Leib war auferstanden, nachdem die Zeit erfüllt war, und schämte sich nicht seiner selbst; der Mensch fing an, seine eigene harmonische Einheit zu begreifen, zu verstehen, daß er ein ganzes Wesen sei und nicht wie das Pendel aus zwei verschiedenen Metallen bestehe, welche sich gegenseitig halten; er fing an zu begreifen, daß der Feind, der in seinem Herzen schlief, ausgetrieben war.

Es gehört einige Tapferkeit dazu, um in Frankreich öffentlich das Wort der Befreiung vom Spiritualismus auszusprechen, welcher so stark in den Ideen der Franzosen vertreten und so gar nicht in ihrem Wesen begründet ist.

Die alte Welt, von Voltaire verspottet, von den Revolutionairen unterminirt, von der „Bourgeoisie“ für ihren täglichen Gebrauch umgearbeitet und erhalten, hatte noch Nichts der Art gesehen wie die St. Simonisten. Die alte Welt versuchte es, die Ketzer auf dem Grund ihrer allgemeinen geheimen Heuchelei zu richten, und Jene im Gegen-

theil entlarvten sie. Sie wurden des Abfalls vom christlichen Glauben beschuldigt und sie zeigten auf das Christusbild über den Häuptern der Richter, welches seit der Revolution von 1830 verschleiert war. Sie waren angeklagt wegen Rechtfertigung der Sinnlichkeit, und sie fragten die Richter: ob ihr Leben (das der Richter) keusch und rein sei?

Die neue Welt klopfte an die Thüren. Unsere Seelen, unsere Herzen öffneten sich ihr. Der St. Simonismus wurde der Grundstein von unseren Ueberzeugungen und blieb unverändert in seinen wesentlichen Punkten.

Empfänglich, aufrichtig und jung, wurden wir leicht hinweggetragen von seinen hohen Wellen und wir schwammen früh über jene Grenze, an der ganze Reihen von Menschen anhalten, welche ihre Hände falten, zurückgehen oder zur Seite eine Durchfahrt suchen — durch das Meer. Aber nicht Alle kamen mit uns. Socialismus und Realismus bleiben bis zu dieser Stunde Prüfsteine, welche auf den Weg der Revolution und Wissenschaft geworfen sind. Die Schwimmer, welche gegen diese Felsen durch die Wellen der Ereignisse oder des Denkens geworfen werden, theilen sich augenblicklich hier und bilden zwei ewige Gruppen, welche nur die Kleider wechseln, sonst aber durch die ganze Geschichte hin-

durch gehen, durch alle ihre Wechselfälle, durch die verschiedenen Parteien, selbst durch die kleineren Kreise, die nur aus einigen Jünglingen bestehen. Die eine dieser Gruppen stellt die Logik vor, die andere die Geschichte; die eine die Dialektik, die andere die Embryogonia. — Die eine von ihnen ist die Wahrere, die andere: die Möglichere.

Es kann keine Frage sein über die Wahl. Es ist schwerer, den Gedanken als die Leidenschaft zu zähmen; diese letztere reißt den Menschen unwillkürlich mit fort, kann er sie aufhalten mit ihren Gefühlen, ihren Einbildungen, ihren fürchterlichen Folgen, so hält er sie wirklich auf; aber nicht Alle können es. Wo der Gedanke die Oberhand behält, da ist nicht länger die Frage nach der Möglichkeit seiner Anwendbarkeit, ob er leicht oder schwer sei; da ist nur die absolute Nothwendigkeit: die Wahrheit zu suchen unaufhörlich, uneigennützig und unparteiisch und bis auf ihre letzte Quelle hinabzugehen, wie die St. Simonisten, wie Proudhon, bis zu diesem Augenblick.

Unser Kreis zog sich enger zusammen. Schon 1833 sahen die Liberalen ärgerlich auf uns, wie auf Leute, welche den rechten Weg verfehlt hatten. Noch früher schon setzte der St. Simonismus eine Grenze zwischen N. A. Polewoi und mir. Polewoi

war ein Mann von ungewöhnlich schnellem Verstande, thätig, leicht alle Art von Nahrung verdauend, ein geborener Journalist, ein Historiker des Erfolgs, des Publikums, der politischen und wissenschaftlichen Kämpfe. Ich wurde mit ihm bekannt gegen das Ende des Cursus und besuchte ihn und seinen Bruder öfter. Dies war die Zeit seines höchsten Ruhmes, die Zeit, welche der Beschlagnahme des Journals „der Telegraph" voranging.

Dieser Mann, dessen tägliches Brod die offenen Tagesfragen waren, die letzten Neuigkeiten in den Theorien und Begebenheiten, und der veränderlich war wie ein Chamäleon, konnte mit aller Lebhaftigkeit seines Geistes doch den St. Simonismus nicht verstehen. Für uns war diese Lehre eine Offenbarung, ihm war sie Unsinn, ein bloßes Utopien, welches die bürgerliche Ordnung in Verwirrung brachte. Ich redete, versuchte zu überzeugen, Polewoi war taub, wurde ärgerlich und bitter. Er war besonders böse, daß ihm von einem Studenten Opposition gemacht wurde; er hielt sehr viel von seinem Einfluß auf die Jugend und in diesem Streit entdeckte er, daß er nahe daran war, ihn zu verlieren.

Einst, beleidigt von seinen unvernünftigen Aeußerungen, bemerkte ich ihm, daß er ebenso zu-

rück und conservativ sei als die, gegen welche er sein Leben lang gefochten hatte. Polewoi, tief beleidigt von meinen Worten, sagte, mit dem Kopfe schüttelnd: „Die Zeit wird kommen, wo auch Sie, zum Lohn für den Eifer und die Sorge eines ganzen Lebens, es von dem lächelnden Munde eines jungen Menschen werden hören müssen: gehen Sie fort, Sie Conservativer!“

Ich war traurig, ihn beleidigt zu haben, aber zu gleicher Zeit verstand ich, daß sein Urtheil in diesen traurigen Worten gesprochen sei. Sie zeigten nicht länger mehr den starken Fechter, sondern den sich selbst überlebt habenden Gladiator. Ich begriff dann, daß er weder vorwärts gehen würde, noch auf seinem Platze stehen bleiben könnte mit solch' einem unruhigen Geiste und solch' einem unzuverlässigen Grunde.

Ihr wißt, was aus ihm wurde; er schrieb „Parascha Sibirascha“ ein ganz kaiserliches Drama nach einem Roman von Madame Cottin.

Welche Wohlthat für den Menschen, zur rechten Zeit zu sterben, wenn er nicht versteht die Bühne im rechten Augenblick zu verlassen oder vorwärts zu gehen. Das dachte ich, als ich auf Polewoi sah, auf Pius IX. und auf manche Andere!

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gercen, Aleksandr I.,

Aus den Memoiren eines Russen

Bd.: 3. Folge

Hamburg 1856

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Mem.o.50(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11751223-4